

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-261906](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-261906)



# Glück zum neuen Jahr!

Im Hause waltet fromm und zart  
 Der Mutter Sinn nach deutscher Art,  
 Sie pflegt die Kinder, hütet fein,  
 Daß Sucht und Sitte wohl gedeih'n.  
 Des Hauses Ehr' geht über Geld;  
 Da ist ihr Schmuck, da ihre Welt.  
 Neujahr geht über die Heide,  
 Gott bewahr' uns vor allem Leide!

Und tausend Hände regen sich  
 Durch alle Gauen männiglich;  
 Der Künste und Gewerbe Pracht  
 Zu immer reicherm Glanz erwacht.  
 Ein edles Feuer glüht herfür,  
 Denn Arbeit ist des Mannes Bier.  
 Neujahr geht über die Heide,  
 Gott bewahr' uns vor allem Leide!

Und Kaiser Wilhelm herrscht mit Macht,  
 Er hat das Reich zu Ruhm gebracht,  
 Stolz schaut es in die Welt hinein  
 Auf seinem Grund von Selsgestein,  
 Den Guten treuer Schutz und Herd,  
 Den Schlechten zürnend Racheschwert!  
 Neujahr geht über die Heide,  
 Gott bewahr' uns vor allem Leide!

O Vaterland, wie bist du schön,  
 Wo golden glänzen Thal und Höhn,  
 Ein Friedensbild im Völker-Zwist,  
 Der Wahrheit Hort zu jeder Frist!  
 Sern sei dir Haß und Glaubensstreit —  
 So wachse fort in alle Zeit! —  
 Neujahr geht über die Heide,  
 Gott bewahr' uns vor allem Leide! —

Neujahr geht über die Heide,  
 Gott bewahr' uns vor Uebermaß im Leide!  
 Das alte Jahr vergangen ist,  
 Es kehret nimmer, zu keiner Frist;  
 Es hat uns viel Leid gebracht,  
 Doch oftmals auch mit Freud' bedacht:  
 Neujahr geht über die Heide,  
 Gott bewahr' uns vor Uebermaß im Leide!

Am Himmel lacht die Sonne hell,  
 Des gold'nen Tags urew'ger Quell,  
 Sie segnet allzeit Berg und Thal  
 Und ruft die Blümlein allzumal;  
 Doch hüllt sie auch in Nacht sich ein,  
 Das wird wol fürder auch so sein —.  
 Neujahr geht über die Heide,  
 Gott bewahr' uns vor allem Leide!

## Soll und Haben.

**A**uf seiner Rundreise kommt der Hausfreund zu Leuten gar verschiedener Art. Die meisten kennt er bereits von früher; denn überall, wo er einmal eingesprochen, darf er wieder kommen und wird in mancher neuen Familie ein willkommener Gast sein.

Run kehrte er vor drei Jahren zum ersten Male bei einem Buchhändler ein. Es war grade Sylvester. Der Mann brütete mit finsterner Miene über seinen Geschäftsbüchern, ohne den Gruß des

Ankömmlings zu erwiedern. „Da muß etwas nicht klappen“, dachte der Hausfreund und blieb einen Augenblick schüchtern vor der Thüre stehen. Plötzlich fuhr der Geschäftsmann auf: „Nehme keine Kalender in Vertrieb — schlechte Zeiten, schlechte Geschäfte; mein Soll ist größer als mein Haben. Vielleicht läßt sich das nächste Jahr besser an.“

Der Hausfreund empfahl sich und zog seiner Wege.

Und als das Jahr vorüber war, da dachte er des Buchhändlers und abermals am Syl-

vester trat er bei ihm ein. Wieder saß er über seinen Geschäftsbüchern; aber er machte ein zufriedenes Gesicht und schien guter Dinge. Gemüthlich blies er Rauchwolken in die Luft und trommelte mit den Fingern auf dem Pulte den Zapfenstreich.

„Aha!“ rief er mit einem Seitenblick, „Ihr seid wieder da, Hausfreund! Heuer wollen wir mit einander ein Geschäftchen machen; mein Soll und Haben stimmt aufs Haar.“

„Wundert mich“, sprach der Hausfreund, „daß es jetzt besser bei Euch läuft; die Zeiten sind doch noch gerade so schlecht wie zuvor!“

„Ich will Euch sagen warum?“ versetzte Jener, „der ganze Biz liegt in dem Sprichwort: ‚Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt.‘ Meine Einnahmen haben sich zwar nicht vermehrt, aber ich beschränkte meine Ausgaben. Man kann dabei freilich keine großen Sprünge machen — aber man bleibt dafür hübsch auf dem Boden und fällt nicht so leicht.“

„Das ist schon recht“, entgegnete der Hausfreund, „wenn man nichts weiter will, als sich ehrlich durchschlagen. Ein Geschäft aber sollte sich so rentieren, daß man auch Etwas übrig hat. Ihr habt Weib und Kind. Wenn am Sylvestertage alles Null von Null aufgeht, wo bleibt da der Nothpfennig fürs nächste Jahr?“

„Ihr sprecht klug und weise“, Hausfreund, erwiderte der Buchhändler, „aber wie das beginnen?“

„Wenn ein erkledlicher Überschuß sich ergeben soll“, entgegnete dieser, „so müssen nicht nur die Ausgaben vermindert, sondern die Einnahmen zugleich möglichst vergrößert werden. Etwas mehr Muth und Arbeit und etwas weniger Luxus und Genuß, das bringt den Geschäftsmann auf den Damm!“

„Aha, Ihr wollt mir Moral predigen. Ihr wißt freilich nicht, daß ich schon eines von meinen zwei Rossen verkauft habe und nur noch einspännig spazieren fahre, daß ich früher zwei Livreebedienten hielt und jetzt mich mit einem gemeinen Hausknecht begnüge. Soll ich denn etwa auch noch mein Landhaus verkaufen, um nicht einmal mehr einen ruhigen Schmollwinkel zu haben, wohin ich mich im Geschäftsärger zurückziehen kann?“

Der Hausfreund schwieg eine gute Weile. Er hatte es freilich noch zu keinem Landhause gebracht. Dann lenkte er das Gespräch auf den Kalender, machte mit dem Buchhändler ein gutes Geschäft und empfahl sich fürs nächste Jahr auf ein noch besseres. Darauf wanderte er mit gemischtem Gefühle weiter. Zwar hatte er auch einen Hausknecht daheim und ein Ross dazu wäre am Ende nicht allzuschwer zu bekommen; aber so

ein Landhaus mitten in einem friedlichen Parke, wo man im Schatten üppiger Zierbäume ausruhen kann von des Lebens Last und Hitze — das erschien ihm von jeher als der irdischen Wünsche höchstes Ziel. Zudem mochte er fühlen, daß es leichter sei, einem Andern zu rathen, als es selber besser zu machen.

Nun, auch das zweite Jahr verging, und beim dritten Jahreswechsel trat der Hausfreund wiederum bei dem Buchhändler ein. Dieser empfing ihn mit offenen Armen und begrüßte ihn jauchzend mit den Worten: „Dank euerem Rath! Ich hab' weder Ross, noch Diener, noch Landhaus mehr, aber einen Kassenüberschuß von beträchtlicher Größe. Erpartes Geld ist gewonnenes Geld! Und seit ich statt im Galawagen zu fahren auf des Schusters Rappen reite, rollt mir das Blut viel leichter durch die Adern, und seit ich die kostbare Zeit nicht mehr im Landhaus verträume, läuft das Geschäft wie von selbst. Euer Wort: ‚Mehr Muth und mehr Arbeit und etwas weniger Luxus und Genuß‘ hat mich zwar anfangs gewurmt — allein es hat gewirkt wie eine bittere aber heilsame Arznei.“

Der Hausfreund war ganz verdutzt über die Wirkung seiner Moral. Alles, was er in der Geschwindigkeit antworten konnte, war die vielleicht unüberlegte Bemerkung: „Nun, einen Galawagen kann man fahren lassen, aber ein Landhaus — das ist doch etwas anderes; mir wenigstens steht schon längst mein Sinn darnach!“

„O, glaubet mir“, fiel ihm der glückliche Buchhändler in die Rede, „ein Landhaus macht einem nur zweimal Freude. Man freut sich nämlich, wenn man hineinzieht und freut sich, wenn man wieder herauszieht.“

Das gab dem Hausfreund allerdings Stoff zum Denken, und weil er diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen wollte, so lenkte er das Gespräch auf den geschäftlichen Theil. Und nachdem ein sehr vortheilhaftes Übereinkommen getroffen worden war, trennten sich beide Männer und drückten sich herzlich die Hände zum Abschied.

Der geneigte Leser wird nun fragen: wozu dieses Vorspiel aus des Hausfreunds Geschäftsleben? Das hat seinen guten Grund. Der Jahreswechsel ist die Zeit der Gratulation, und der Hausfreund möchte dem Leser nicht Glück wünschen, ohne ihm zugleich ein probates Rezept anzugeben, um glücklich zu werden.

Siehe! das Leben gleicht einem beruflichen Geschäft. Die Wünsche, die Hoffnungen, die schönen Ausichten, kurz die Ansprüche, welche wir machen, das ist des Lebens Soll; sein Haben aber ist das, was wir bereits besitzen oder was

wir noch erwerben können, kurz, alles Erreichbare. Alle Menschen, deren Ansprüche an das Leben größer sind als das, was sie erreichen, fühlen sich mehr oder weniger unglücklich. Und ihre Zahl ist Legion. Es setzt schon eine seltene Mäßigung voraus, seine Ansprüche mit dem Erreichbaren in völligen Einklang zu bringen; gelingt dies, so ist das Ergebnis die Zufriedenheit. Diese ist ziemlich selten und findet sich merkwürdiger Weise zumeist da, wo die Glücksgöttin des Lebens Güter nur karg bemisst. — Wer es aber dahin bringt, in weiser Einsicht seine Ansprüche an des Lebens Güter auf das geringste Maß zu beschränken, indem er durch kluge Verwendung seiner geistigen und körperlichen Kräfte mehr erreicht als er je zu hoffen wagt: der ist glücklich. Ein solcher Mensch ist selten!

Möge dem lieben Leser dieses Loos beschieden sein — das ist des „Hausfreunds“ herzlichster Wunsch fürs kommende Jahr! Z.

### Wie Hebel Prälat wurde.

Daß der Muttersegen der beste Geleiter durch's Leben ist, hat auch Hebel anerkannt; denn was er Gutes erfahren u. Schönes, Ehrenvolles erlebt, schrieb er sozusagen der seligen Mutter zu. Was würde die Mutter sagen, wie hätte sich die Mutter

gefremt — das war immer sein erster Gedanke, so oft er an Würden und Ehren einen Schritt vorwärts that. Und er that viele solcher Schritte, viel mehr, als er ursprünglich in seinem bescheidenen einfachen Sinne sich gedacht hatte. Sobald er mit der Versetzung nach Karlsruhe den Anfang gemacht hatte, um aus den beengenden Verhältnissen herauszukommen, da ging es so ganz von selber; nicht allzusehr, aber doch schnell genug. So hatte er im Jahre 1793 ans Umfatten und Medicinstudieren gedacht, weil ihm der Weg zur Direktion einer unbedeutenden Lateinschule versperrt schien. Nach ein paar Jahren ist er dann Professor und später Direktor der ersten Gelehr-

tenschule des Landes geworden. In jüngeren Jahren war das Ziel seiner Sehnsucht die Pfarrstelle in Weil, seine Lebensfürgung brachte es aber mit sich, daß er nicht vor einer Gemeinde von Oberländer Bauern, sondern vor dem Landesfürsten und dessen Hof zu predigen und an der Regierung seiner Landeskirche maßgebenden Antheil zu nehmen berufen wurde.

Die badische Verfassung enthält die Bestimmung, daß die kathol. Kirche des Landes durch den Landesbischof in der ersten Kammer der Stände vertreten sein solle, die evangelische Kirche hingegen durch einen evangelischen Geistlichen von gleichem Range. Einen solchen Geistlichen hatte man aber in der evangelischen Kirche nicht, der Landesherr war zugleich Landesbischof, und die höchsten Kirchendiener hießen Kirchenräthe. Es war nicht schwer zu helfen; der Landesherr brauchte nur den rechten Mann zu seinem Stellvertreter in die Kammer zu berufen. Aber wer war der rechte Mann? Das ganze badische Land wußte es, als die Herren in Karlsruhe sich noch lange die Köpfe darüber zerbrachen.

Der Kirchenrath Hebel und kein anderer sollte Prälat werden, das war die Meinung aller Leute landauf und landab, nur die Hebel's selber nicht. Er scheute nicht die mit dem neuen Amte verbundene Arbeitslast, aber seine Bescheidenheit ließ

ihn zweifeln, ob durch seine Bevorzugung nicht ein Anderer, der würdiger wäre, zurückgesetzt würde. Dieser Andere war sein Freund, der Kirchenrath Sander, der reich an Verdiensten war und hoch in der Leute Achtung stand. Ueberdies war an Sander die Reihe zum Vorrücken und er übertrug Hebel an Lebensjahren und an Dienstjahren. Dazu kam noch ein weiteres gewichtiges Bedenken; Hebel veräumte zu keiner Zeit die äußere Würde seines Amtes und Standes und selbst in den Zirkeln des großherzoglichen Hofes bewegte er sich mit Gewandtheit. Aber ein Prälat, welcher in Kirchensachen Stellvertreter des Landesbischofs und Landesfürsten und der evangelischen Kirche Badens



Hebels Grabmal auf dem Friedhofe Schwetzingen nach einer Photographie von G. Reupold in Heidelberg.

in der ersten Ständekammer unter den Hoheiten, Durchlauchten, Excellenzen, Magnificenzen und andern Großen dieser Welt sein sollte, mußte doch ein überaus hoher und vornehmer Herr sein, und einen solchen darzustellen, sollte dem Peterli gelingen, der einst barfuß in die Schule gegangen und von seiner Mutter zur tiefsten Demuth sogar gegen die herrschaftl. „Schriewer“ erzogen worden war.

Aber jene, welche die Ernennung zu vollziehen hatten, dachten nicht an den Knaben, sondern an den Mann und da stand es fest, es war kein Besserer da. Es ward ein Herr von der Regierung zu ihm geschickt, der sagte ihm, daß er kein Unrecht gegen seinen Freund Sander begehe, denn dieser würde aus bestimmten Gründen in keinem Falle ernannt werden und daß es in den übrigen Punkten nur auf's Anfangen ankäme, das andere ergäbe sich von selber. Nun brachte Hebel, um sein Gewissen zu salbiren, ein letztes Bedenken, nämlich ob der Prälat so wie der Kirchenrath allabendlich am runden Tische im Museum bei einem Glase Bier seine Pfeife Tabak würde rauchen können? Hebel hatte keine Familie, war auch kein Mann, der geräuschvolle Gesellschaften liebte und deswegen waren ihm schon seit vielen vielen Jahren die traulichen Stunden am runden Tisch so schätzbar geworden, daß er in der That schwankte, ob er sie um ein so hohes, ehrenvolles Amt in den Kauf geben sollte, wie überhaupt Hebel nicht der Mann war, von dem sich erwarten ließ, er werde, nahe an den Sechzigern, lang gepflegte Gewohnheiten aufgeben. So wurde denn die Frage entschieden: die Gesellschaft im Museum bestehe aus hohen Beamten und andern angesehenen Männern. Daß ein Prälat wie andere Menschen essen und trinken mußte, also auch in geschlossener Gesellschaft ein Glas Bier trinken durfte, war auch nicht zu bestreiten und so war das letzte Bedenken beseitigt.

Die Pflichten des neuen Amtes erfüllte Hebel gewissenhaft. In der Kammer spielte er keine besonders hervorragende Rolle, denn in den bald ausbrechenden Zwistigkeiten zwischen der Regierung und den Ständen legte ihm seine amtliche Stellung eine gewisse Zurückhaltung auf; außerdem besaß er nicht die Gabe der stürmischen Beredtsamkeit wie etwa sein College v. Rotteck und das Wort der Mutter: „Peterli, zieh's Chäppli ab, 's chumme Herre!“ klang, ihm, wie er selbst einigen Freunden sagte, noch oft genug im Ohr, um ihn befängen zu machen. Auch als Prälat fuhr er fort, am Lyceum zu Karlsruhe Unterricht zu erteilen. Erst im Jahre 1824 bat er, mit Rücksicht auf sein Alter, um Enthebung.

In jene Zeit fällt eine Begegnung, an sich nicht von erheblicher Wichtigkeit, aber würdig,

der Vergessenheit entrissen zu werden, weil sie so recht ein Denkmal seiner Leutfeligkeit und Herzengüte ist. In der Braun'schen Buchdruckerei in Karlsruhe wurde damals eine theologische Abhandlung gedruckt, in welcher mehrfach griechische Wörter vorkamen; Hebel hatte es übernommen, die Druckbogen zu corrigieren. Nun ist aber das Corrigieren griechischer Texte, wenn der Setzer nicht wenigstens griechisch lesen kann, eine heikle Sache. Der Corrector stellt einen Fehler richtig, und der Setzer, der die Correctur ausführen soll, bringt einen neuen Fehler hinein. Hebel mag sich oft genug darüber geärgert haben, und um der Sache ein Ende zu machen, beschloß er, dem Druckereijungen so viel Unterricht im Griechischen zu erteilen, daß bei den Correcturen die größten Uebelstände vermieden würden. Der Junge wußte schon einiges von der Sache; ein Arbeiter in der Druckerei, der früher gelehrte Schulen besucht hatte, habe es ihn gelehrt, sagte er. „Möchtest du“, fragte Hebel, „nicht auch griechisch lernen und studieren?“ „Sehr gerne“, erwiderte der Junge, „aber dazu gehören Mittel, die meine Eltern nicht haben“ und erzählte ganz treuherzig, wie man ihm Aussicht gemacht auf einen Freiplatz in der Präparandenschule zu Raßatt, und wie er in Erwartung dessen drüben in der Veiertheimer Schule schon angefangen habe, das Schulhalten zu lernen, aber es habe sich herausgestellt, daß es mit dem Freiplatz nichts war, und da habe der Vater gesagt, jetzt geht es in die Druckerei. Ob er gerne in der Druckerei sei? fragte Hebel. Lieber wäre ich Lehrer geworden, aber weil es nun einmal nicht anders ist, so wird's ja auch so gut sein. Da schaute Hebel eine Zeit lang still vor sich nieder und sagte dann: „Bei den Buchdruckern braucht man auch rechte Leute und du kannst als Buchdrucker unserm Herrgott dienen und deinen Mitmenschen nützen, so gut wie als Lehrer. Schau zu, was dir einmal lieber sein wird, wenn du in meinen Jahren stehst.“

Und der Lehrjunge ließ sich's gesagt sein. Er vollendete mit Ehren seine Lehrzeit, ging dann auf die Wanderschaft, durchwanderte zu Fuß ganz Deutschland und brachte es durch seine Tüchtigkeit zum Besitz einer eigenen Druckerei, bevor er dreißig Jahre alt war. Er wurde im Verlauf der Zeit erster Bürgermeister seiner Vaterstadt und Hebel hat es damals dem dünnen, lang aufgeschossenen Burschen schwerlich angesehen, daß er eigentlich einen künftigen Kollegen der Ersten Kammer vor sich habe. Aber darin hat er Recht behalten: Lehrer hätte dieser später nicht mehr sein mögen, u. so ist er heute noch in einem behaglichen, wohlhabenden, geehrten Greisenalter ein lebendiges Zeugniss, daß Hebel auch etwas wie ein Prophet gewesen. Bgr.

## Sans Beer,

das Leben eines klugen Mannes.

(Aus dem Leben.)

### I.

Der alte Brückenmeister Beer an der Rheinbrücke war ein bei Alt und Jung gekannter und wohlbeliebter Mann, trotz seiner rauhbauigen und schnurwiegigen Außenseite. Für jede Person, die an seinem Brückenhäuschen vorüberkam, hatte er ein derbes Scherzwort und besonders Frauen und Mädchen kamen nicht ungerührt davon. Der „Muzzebär“, wie ihn das Volk nannte, war früher Pioniersergeant, hatte die rösche Köchin eines Oberbauraths geheirathet und das gute Böffchen an der Rheinbrücke erhalten, das für ihn zur Goldgrube geworden war. Die Besoldung war freilich nicht sehr hoch; aber da der Rhein damals die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bildete, so hatte der Brückenmeister in seinem Häuschen eine kleine Wechselbank eingerichtet, wo er den Austausch der kleinen und großen Kreuzer, der verschiedenen Sechser und Groschen

gegen die schweren bronzenen Sous, Halb- und Ganzfranken mit Schwung und ertellichem Gewinne betrieb. Auch seine gute Freundschaft mit den franz. Zollwächtern, die ab und zu ein Glas Kirchwasser oder Weißherbst bei ihm tranken, wodurch ihre Sehschärfe gewaltig beeinträchtigt wurde, trug dem Alten manchen schönen Baken ein und die „allgemeine Stimme“ mochte nicht unrecht haben, die behauptete, der „Muzzebär“ sitze bis über die Ohren im Kettlofen. Er ließ sich auch nichts abgehen, der Alte; er trank sein Gläschen Wein, rauchte seinen Fahtabak Nr. 1 u. spielte jeden Abend nach des Tages Last mit dem Grenzfoutrouleur, dem Gendarmmerie-Brigadier und dem Dammeister seinen Schlauch. Kurz, der Brückenmeister verlebte ein recht behagliches und ruhiges Dasein.

Seine gute, alte, bauräthliche Köchin war vor Jahren schon gestorben und hatte ihm als Erinnerung an die schönen Tage ihrer Ehe ein einziges Söhnlein hinterlassen, das Hannele, den Augapfel und die Herzensfreude des Brückenmeisters. Für das Hannele scharfte er das Geld zusammen, für das Hannele trieb er das nicht so ganz ungefährliche Gewerbe mit den franz. Zollwächtern — aus dem Hannele sollte einmal was Rechtes werden. Der Verkehr mit den vielen Leuten, die Tag für Tag über die Brücke gingen und mit dem schwarzäugigen Struwellopf ihren Scherz trieben, die mancherlei Besuche, welche der Vater erhielt, machten den Jungen gewürfelt, und er war noch keine 10 Jahre alt, so sprach er Deutsch und Französisch mit gleicher Fertigkeit und — gleich schlecht, denn es ist die Mischsprache der Grenze. Auch in der Volksschule kam der Junge rasch voran und, obgleich er keineswegs zu den fleißigen Schülern gehörte, half ihm sein Talent und

war er immer unter den Ersten. Dabei wußte er sich überall beliebt zu machen; dem Dammeister brachte er Würmer zum Köder, dem Präceptor besorgte er unverzollten franz. Tabak, dem Grenzfoutrouleur suchte er Worcheln, die dieser leidenschaftlich gerne aß und dem Brigadier half er Meisen fangen — kurzum Alles hatte ihn gerne und Alles war der gleichen Meinung wie der Vater: Aus dem „Hannele“ wird noch was, der kommt einmal hoch hinauf.

So war der junge Beer 11 Jahre alt geworden, und wenn er wirklich etwas werden sollte, so war es nun Zeit, dazu zu thun; denn in dem kleinen Grenzstädtchen war keine Gelegenheit zum Weiterstudieren, er mußte auf's Lyceum. Nun hatte der alte Beer einen Kameraden, einen früheren Artillerie-Wachmeister, der in dem Lyceum der Residenz Schuldiener geworden war, dem gedachte er sein Hannele anzuvertrauen. Der alte Kriegskamerad war einverstanden, und eines Tages verließ der alte Beer seine Brückebude und brachte seinen geliebten Sprößling in die Hauptstadt, wo derselbe in die unterste Klasse des Lyceums aufgenommen wurde. Hannele betrieb seine Studien mit Eifer und Erfolg; denn stets schwebte ihm das Ziel vor Augen, daß „Etwas aus ihm werden sollte“. Dabei wußte er sich bald Gönner zu verschaffen. — Der Frau Schuldiener half er die Gänse stopfen, dem Schuldiener reinigte er die Pfeifen und seinen Lehrern gewann er die schwachen Seiten ab. In der Kirche schrieb er eifrig die Predigten des aeistlichen Rathes Rabe nach, der Klassenlehrer traf ihn auf seinen Spaziergängen



im Hofgarten häufig, ein Buch in der Hand, fleißig studierend, dem Professor Säculi, welcher Naturgeschichte lehrte, schleppte er alle Käfer, Wanzen, Eidechsen und Schlangen ins Haus, die er nur aufreiben konnte — kurz, das allgemeine Urtheil war auch hier: der Johannes Beer ist ein fleißiger und angenehmer Schüler. Das allgemeine Urtheil? Nein — das wäre zu viel behauptet, denn merkwürdigerweise: unter seinen Mitschülern hatte Hannele wenige, sehr wenige Freunde. Er war bei keinem fröhlichen Spiel, für ihn gab es im Sommer keine Ränberhöhle, kein Ballspiel, im Winter keine Schneebälle und keine Schleifbahn — er war ein „Peber“, d. h. er stand im Verdacht, seine Mitschüler den Lehrern und besonders aber dem alten Schulvogte zu denunzieren. Als „Peber“ wurde er von allen Spielen ausgeschlossen und wenn immer thunlich, bekam er Rüsse und Stöße, obgleich der Johannes kein zu verachtender Gegner war — allein viele Hunde sind des Hasen Tod, und so spielte er den Klügeren und zog sich allmählig überall zurück.

Einen Freund hatte er jedoch gewonnen, und dieser eine ließ ihn den Mangel an anderen leicht vergessen. Es war Bruno, der Sohn des Staatsministers von

Püllersdorf, welcher dieselben Klassen mit ihm besuchte. Zu dieser Bekanntschaft war das Französisch des Johannesle die Veranlassung; denn war es auch Elsäzisch-französisch, so war es doch immer französisch. Im Hause des hochadeligen Ministers wurde die Conversation ausschließlich in dieser Sprache geführt, die Kinder hatten von frühester Jugend auf eine französische Gouvernante, und so wurde Johannesle, der durch den französischen Sprachlehrer empfohlen war, in dem Hause des Ministers „der Übung wegen“ eingeführt und wurde sozusagen der Freund des jungen Bruno von Püllersdorf. Er war freilich nur so eigentlich der Freund des jungen „Herrn Barons“ und mußte sich manche Demüthigung gefallen lassen; das that aber nichts, er konnte Andern gegenüber mit seiner vornehmen Bekanntschaft renommieren und im Laufe der Zeit machte sich die Sache auch besser; denn durch mancherlei Dienstleistungen, durch seine Demuth und stets geoffenbarte Hochachtung für den hohen Adel im Allgemeinen und das freiherrliche Haus insbesondere wußte er sich so einzuschmeicheln, daß er allmählich als eine Art Hausdiener betrachtet, demgemäß geschätzt und manchmal zum Essen eingeladen wurde. Kam Hannesle nun in die Ferien nach Hause, so konnte er dem alten Beer in dem Brüdchenhäuschen nicht genug erzählen von seinen vornehmen Bekanntschaften, und da auch regelmäßig die Zeugnisse gut lauteten, sagte der Brüdchenmeister mit väterlichem Stolz, indem er eine duftende Wolke von Zigaretten Nr. 1 ausstieß: „Ja bigott — us dem Hannesle wird no was, der kommt no hoch 'nauf.“

## II.

Jahre waren vergangen, der alte Beer war noch älter und noch müdiger geworden; aber immer noch saß er in seinem Brüdchenhäuschen und wechselte die dicken Sous gegen Sechser und Groschen. Aus dem Hannesle war ein stattlicher Hans geworden; der in den Straßen der alten Landesuniversität mit der winzigen gelben Cerevisiummütze des feinsten Corps umherstolzte. Im Gesichte trug er ein paar rotte Schmarren und als tüchtiger Schläger war er in der Studentenverbindung beliebt und gefürchtet, trotzdem er bürgerlicher Abkunft war, denn die andern Mitglieder desselben hatten meistens aus Grafen und Baronen bestanden. Bruno von Püllersdorf hatte seinen Hans dort eingeführt und der wußte sich zu halten. Bereitwillig ging er auf die junkerlichen Ansichten der adeligen Sprößlinge ein, kopierte mit Glück ihre Manieren und galt bald als ein „pfeifeiner Bengel“. Das kostete freilich manche Flasche Sekt und Affenthaler und der alte Beer brummte manchmal ganz bärenhaft, wenn die Rechnungen kamen; und als einmal eine solche für dreißig Mützen dabei war, sagte er Abends beim Schlauch zum Gendarmeriewachtmeister: „Friedli, dreißig Kappe! Gott straf' mich, soviel habe wir zwei in unserer ganzen Dienstzeit nit verbraucht — dreißig Kappe! Aber das ist Wurscht, mer habens und us dem Hannesle wird no was — der kommt hoch 'nauf!“

Wenn der Hans auch ein flotter Corpsbursche war und der gelben Mütze alle Ehre anthat, in einem ahmte er seinen adeligen Corpsbrüder nicht nach, nämlich im Faulenzen. Nein, der Hans hielt unverrückt sein Ziel vor Augen — er wollte was werden und darum studierte er, daß ihm der Kopf rauchte und trotzdem die Cameraalia ein gar trocken Fach, er wußte ihr Geschmack abzugewinnen und wenn er auch die Nacht durchgekneipt und durchgefungen hatte, morgens saß er fleißig im Collegium und verwundert sagten seine

Mitburschen: „Der Hans kriegt keinen Rausch und keinen Kagenjammer.“

Mit Hilfe seines Freundes Bruno kam Hans auch in gesellschaftliche Kreise, die ihm sonst nicht leicht offen gestanden wären. Besonders war es das gastliche Haus des Geheimraths von Reccius, eines weltberühmten Pandektisten, das ihn anzog. Der alte Herr hatte ein feines Töchterlein, Fräulein Hulda, eine schwärmerisch angelegte Natur, die immer in höheren Sphären schwebte, Romane schrieb und Gedichte machte. Die boshaften Studenten hießen sie die „Theerose“ und behaupteten, seit 10 Jahren lerne jeder anständige Student dort den Hof machen. Zu leugnen war allerdings nicht, daß „Theerose“ schon die erste Thaurfrische verloren hatte. Allein unser Hans ließ sich dadurch nicht stören — er machte dem Fräulein den Hof nach bestem Schritte. Er hatte auch Recht, der gute Hans. Geheimraths machten ein flottes Haus und man lernte dort seine Leute kennen, die man später brauchen konnte. Eines war freilich etwas unbequem bei der Geschichte. Fräulein Hulda war in der Lage eines Fischweibchens, der zuerst nur eine Forelle für würdig hielt, von ihm verspeist zu werden, dann vom Hecht zum Wärsch, vom Wärsch zum Weißfisch und so in abgehender Stufenleiter bis zum mageren Frosch herabkam, mit dem der hungrige Langbein zuletzt zufrieden sein mußte. Nun, zum Frosche war Fräulein Hulda noch nicht herabgekommen, aber zum Wärsch und so ein recht stattlicher war eigentlich unser Hans. Ein flotter Bursche, von dem die Sage ging, er habe ein recht hübsches Vermögen zu erwarten, ein fleißiger, junger Mann, von dem Jedermann behauptete, er werde Karriere machen — wahrscheinlich meinte Fräulein Theerose, der Wärsch wäre so übel nicht, der Wärsch aber meinte anders und schlau, wie er war, sorgte er zu rechter Zeit für einen Ersatzmann und wußte doch Liebeskind im Hause des Geheimraths zu bleiben. Der gute Bruno war, trotz seiner feinen Erziehung, ein etwas unbeholfener und schüchtern Bursche und zum Dank dafür, daß er mit seinem Namen und seiner gesellschaftlichen Stellung seinem lieben Hans als Schlepper diente, war dieser sein treuer Rathgeber und Lenker. Als nun der Wärsch hinter dem lederen Köder den „Angelhaken“ des Fräuleins Theerose gemerkt hatte, da gedachte er großmüthig seines Freundes Bruno. Zuerst machte er demselben klar, daß es für einen flotten Burschen durchaus nothwendig sei, einen „Gegenstand“ zu haben; dann neckte er ihn, daß die kleine Hulda fürchtbar in ihn verschlossen sei, wovon eigentlich Bruno bis jetzt nicht das geringste gemerkt. Bei Fräulein Hulda ging er ähnlich zu Werke; er ließ sie ahnen, daß der junge Freiherr für sie schwärme, in seiner Schüchternheit aber nicht zu reden wage, was die Püllersdorf für ein altes Haus, wie das Stammgut schuldenfrei sei — kurz und gut, es gingen wenige Wochen ins Land, so hatte Hanslein die Rolle des ersten Liebhabers mit der bescheideneren eines Vertrauten vertauscht und dazu den innigen Dank des Pärleins sich erworben.

Es ging — es ging prächtig vorwärts, und wenn Hans vor dem Zubettegehen sich noch einmal im Spiegel betrachtete, sagte er sich selbst: „Hans, du bist ein ganz, ganz gescheiter Kerl!“ und wenn er in den Ferien seinen alten Vater besuchte, sah dieser ehrfurchtsvoll an seinem Sohne hinauf und murmelte: „Ja bigott — us dem wird was, der kommt hoch 'nauf!“

Das wäre nun Alles recht schön gewesen; da kam aber auf einmal ein anderer Wind über das Land, der die Federn des aufstrebenden Vogels gegen den Strich sträubte. In der Ständekammer war

die Ansturmung gegen die Regierung immer stärker geworden; Pressefreiheit wurde verlangt, Schwurgerichte, Ministerverantwortlichkeit — der alte Püllersdorf wollte auf seinem Ministerfessel und an den Unversitäten begann es sich zu regen. Vom Westen her kam wie über Nacht ein schweres Gewitter, der Sturm wühlte Alles auf bis in die untersten Tiefen. Eine merkwürdige Zeit, die Zeit der Sturmdeputationen, der Bürgerwehr und der Senfemänner — jubelnd begrüßt als Morgenroth der Freiheit von den meisten, mit Furcht und Bittern betrachtet als der jüngste Tag, der allem Bestehenden den Untergang bringen werde, von vielen. Lehrbuben und Schüler trugen rothe Halsbinden, alte verbürte und zitternde Bureaukraten hofpantuchengroße Tricolorsordarden. Das Fieber, das Alle ergriff, sollte auch unsern Hans nicht verschonen, nein, im Gegentheil, es brach gleich im höchsten Grade bei ihm aus. Nicht allmählig löste er sich von seinen Freunden los — er brach plötzlich ab, besuchte und präsiidierte Versammlungen und hielt rathgeberische Reden.

Er eilte in seine Heimath und berief eine große Volksversammlung. „Alles für und durch das Volk“ war sein Wahlpruch — im Triumph ward er nach Hause getragen, die Liedertafel brachte ihm ein Ständchen, der Turnverein, dessen Ehrenmitglied er war, einen Fackelzug. Mit zündenden Worten sprach der Gelehrte vom Balkon des rothen Ochsen an die dichtgedrängte Menge und als er schloß: „Ein Sohn des Volkes, des armen, geknechteten Volkes wie ihr, habe ich mit hellem Jubelruf die Strahlen der aufgehenden Sonne begrüßt, habe mich auf die Kniee geworfen, mein Leben dem Vaterlande geweiht und all' mein Sein dem Volke. Drum rufe ich noch einmal und für immer: „Alles für das Volk und durch das Volk!“ — Da brach es los in tausendstimmigem Jubel: „Hoch, Hoch unser Beer“ und zur Feier des herrlichen Abends wurden dem Apotheker, der etwas von „grünen Buben“ hatte verlauten lassen, die Fenster eingeworfen.

Der alte Beer brummte zwar im Anfang gewaltig über die verfluchte Geschichte, die ihm nicht recht in seinen dicken Sergeantenhädel gehen wollte, der Junge wußte ihn aber zu überzeugen, und bald sagte er beruhigt: „Einbott — komms wie's will — us dem Hannele wird bigott no was, der kommt hoch 'nauf!“

So ging das tolle Jahr allmählig herum, um einem noch tollerem Platz zu machen. Es war zum Kampfe gekommen, Blut war geflossen, aber die Bewegung hatte sich in zerstreuten Erhebungen verblutet und war gelähmt, so daß, als es zum letzten Aufflackern kam, die großen Feuersprihen schon bereit waren. Unser Hans hatte mitgemacht bis zum Kehraus — entweder hatte

er trotz seiner Schlaueit das Ende nicht richtig vorausgesehen, oder aber, was wahrscheinlicher, er hatte verfaumt, sich zu rechter Zeit zu drücken. Aber als es zum Schießen „mit Zündnoble un Schröpsnägeln“ kam, da war sein Entschluß rasch gefaßt. Trotzdem daß er zu dem Ehrenamte eines Civilkommissärs ernannt war, ließ er Alles im Stich und brannte durch. Das heißt, er begab sich zu einer Tante, einer begüterten Metzgerwitwe in Bayern, wo er 2 Fliegen mit einem Schlage traf: indem er einmal der Alten der Erbschaft wegen schmeichelte, und dann ruhig abwarten konnte, wie die Sache „für das Volk und durch das Volk“ verlief.

Nun, es kam, wie es kommen mußte: auf Aktion folgt Reaktion so sicher und wie wieder auf die Reaktion Aktion erfolgt. Das ist der Lauf der Welt und wird es bleiben. Bettlergalopp, bald auf, bald nieder!

Kaum waren die letzten Salven in den Festungsgräben verhallt, so kehrte Hans zurück. Er wurde natürlich gleich in Untersuchung genommen und auch verhaftet. Nun, so schlimm war das aber nicht. Der Sühne

war genua gesehehen, man arbeitete schon in ruhigerem Tempo und die paar Reden, die Hans gehalten, hatten Niemand ein Loch in den Kopf geschlagen. Hans wußte denn auch gehödig ins Licht zu stellen, daß er die Sache der Rebellen verlassen, sobald sie vom gesetzlichen Boden gewichen und daß er sogar ein bedeutendes Amt ausgetreten, um wegen der väterlichen Reue-rung als loyaler Untertan nicht kämpfen zu müssen. Kurz und gut, der brave Hans wurde bald entlassen, lebte einstweilen bei seinem alten Vater, der sich von dem Dienste zurückgezogen hatte und wartete ab, bis sich die Hochfluth vollständig verlaufen.

Dem alten Beer hatte aber die Aufregung den Genickfang gegeben, er löschte langsam aus, wie eine Lampe, der es an dem nöthigen Oele mangelte und seine letzten, leise gemurmelten Worte waren: „A was — us dem Hans wird bigott no was, er kommt alleweg hoch 'nauf“

Hans kam durch den Tod seines Vaters in den Besitz all der durch Umwecheln der dicken Sous erworbenen harten Thaler und da er auch bald darauf die von ihm klugerweise eingekreiste „Wurchtante“ erbt, war er ein recht wohlhabender Mann geworden.

### III.

Hans ließ sich kaum die nöthige Zeit, seine Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen, so drängte es ihn, seine Studien zu vollenden. Ein Anderer als er hätte vielleicht eine andere Universität gewählt, als gerade die, wo er in demselben Jahre eine tolle Rolle gespielt. Nein — eben dahin eilte Hans, er wollte zeigen, daß er nichts zu fürchten habe, weil er ein ganz Anderer ge-



„Alles für das Volk und durch das Volk“



worden. Zudem war er sicher, die meisten seiner adeligen Corpsbrüder dort nicht mehr zu finden — und wenn auch — ein bekehrter Sünder wird höher geschätzt denn hundert Gerechte.

Kaum war er einige Tage auf der Universität angelangt und hatte die nöthigen Collegien belegt, so traf er unversehens in den Anlagen seinen Freund Bruno v. Püllersdorf, welcher die holde Theerose am Arme führte. Bruno schien ausweichen zu wollen, aber Hans machte ihm das unmöglich, indem er stracks auf das Pärlein zuging:

„Ei sieh da, Bruno — darf man herzlichst gratulieren?“

Das beflückte Mädchen lächelte holdselig. Sie fühlte etwas wie Dank, das liebe Mädchen, und der gutmüthige Bruno streckte ihm die mit feinstem Glase überzogene fette Hand entgegen:

„Ja, altes Haus, wie du siehst. Richtig Braut und Bräutigam. Hab' das dumme Studium aufgesteckt u. werde Landwirth. Den nächsten Monat ist die Hochzeit und wir ziehen nach Püllersdorf.“

Bravo, bravo. Zu beneiden derjenige, dem ein solches Glück beschieden, an der Seite einer solchen Gattin sein eigener Herr sein zu können!“

„Hol mich der — das bin ich auch“, meinte, seine Braut anblickend, Bruno, und das geschmeichelte Bräutchen sah den Hans noch dankbarer an und flüsterste: „Sie werden uns doch besuchen, Herr Beer?“

Hans sagte zu und so hatte er mit einem Schlage seine alten Verbindungen angeknüpft; denn als er seinen Besuch wirklich machte, empfing ihn zwar der inzwischen sehr alt gewordene Geheimrath im Anfang etwas kühl, wurde aber bald freundlich, als Hans seine „schweren Irthümer“ offen bekannte und das Herz des Alten dadurch gewann, daß er über die Theilnehmer an der Bewegung seinen gütigsten Hohn ausschüttete und auf sie schimpfte, wie ein Kohrspatz. Wie er es bei Geheimraths machte, so machte er es überall, und bald hatte man seine Sünden vergessen und er war wieder in die frühere gesellschaftliche Stellung getreten.

Seine Hauptaufgabe war das Studium. Er arbeitete mit eisernem Fleiße, um die verlorene Zeit einzuholen und kaum war das Jahr um, so machte er sein Examen und zwar ein glänzendes. Die vorzügliche Befähigung und noch mehr der vorläufige Verzicht auf jegliches Einkommen bewirkten, daß Hans als Praktikant einer der oberen Finanzstellen in der Residenz zugetheilt wurde. Er stand jetzt auf der ersten Stufe der hohen Leiter, die zu erklimmen sein höchster Ehrgeiz war. Dazu genügte nun freilich nicht, ein fleißiger und intelligenter Arbeiter zu sein — solcher gab es viele — nein, unser Hans sah wohl ein, daß es noch andere, besser fördernde Mittel zum Zwecke gäbe. Zunächst machte er in der Residenz zahllos Besuche, so daß eine zweite Auslaue des üblichen

Hunderts an Visitenkarten nöthig wurde. Glacehandschuhe bezog er dukendweise, seine Friseurrechnung belief sich höher als des alten Beer selig Schneiders u. Schusterrechnung zusammen, und für Wochen hatte er eine eigene Drottschle gemiethet. Dafür kamen aber auch die Einladungen, und da der elegante, liebenswürdige Praktikant als eifriger Tänzer keine Tour aussetzte, war er bald der Liebling sämtlicher Töchter besitzender Residenzmütter und die Residenztöchter nannten ihn den schönen Hans. Das Kneipleben mied Hans und sprach unverhohlen seinen Widerwillen dagegen aus, dafür sah er regelmäßig im Club am runden Tisch, wo die Spitzen der Behörden, ja zuweilen einer oder der andere Minister hinkamen, rauchte seine lange Pfeife und nahm bescheiden an der Unterhaltung Theil. Es wehte damals gerade ein sehr, sehr rückläufiger Wind und am runden Tische wurde auf die verwünschten Umstürzler geschimpft und die härtesten Maßregeln beschworen, aber keiner der alten Herren war dem jungen Beer über, der selbst ein Beruführter und nun glücklich Geheilter für seinen Haß gegen „das Lumpengesindel“ kaum Worte fand. Um diese Zeit war man auch in der Residenz sehr, sehr fromm geworden und auch Hanns war einer der Erweckten; denn er sah ein, daß das behörte Volk Buße thun müsse.

Nur aus diesem überzeugenden Grunde, nur aus innerem Drange bewogen, kaufte er sich ein bidlebiges, in Sammt und Silber gebundenes Gebetbuch und man traf ihn jeden Sonntag in den vordersten Bänken der Hauptkirche, wo er mit lauter Stimme die „Kernlieder“ mitsang. Ja, es war ein prächtiger Mensch, der Herr Beer, was konnte es ihm



Und würden Sie einem Manne, der sie auf Händen trägt, durch's Leben folgen?

schaden, daß ihn seine früheren Genossen einen Fuchsschwänzer und Heuchler hießen, seine Verdienste wurden an maßgebender Stelle anerkannt und in Jahresfrist war er Assessor im Finanzministerium.

Wir treffen den Assessor Beer auf einem Ball, den der Finanzminister gab, wie er gerade seine Tänzerin im Cotillon auf den rothen Plüschsessel zurückführte und nach ziellicher Verbeugung neben ihr Platz nahm. Es war die einzige Tochter des Commerzienraths von Hirschfeld, eines reichen Mannes, der sich besonders durch Einrichtung von Rübenzuckerfabriken verdient gemacht. Fräulein Selma v. Hirschfeld war durchaus keine Schönheit, aber Race hatte sie, Race, das konnte Niemand leugnen. Freilich zeigten die scharfen Züge Selmas die Merkmale der Race, über die sich Hans stets lustig gemacht und von der er behauptete, sie gehöre ins gelobte Land, aber nicht nach Deutschland. Freilich, wer den schönen Hans da sah, wie er mit dem Fächer des Fräuleins spielte und ihr mit seinem verführerischen Lächeln in die grauen Blinzelaugen sah, der mußte überzeugt sein, daß das Alles nur Scherz gewesen, was Hans über die Juden gesagt, denn flü-

stern sprach er zu Selma von Hirschfeld: „Und würden Sie einem Manne, der Ihnen freilich im Verhältniß wenig zu bieten hat, aber der nur ein Gefühl noch kennt, die Liebe, die innigste Liebe zu einem edlen, herrlichen Wesen, zu Ihnen, Fräulein Selma, würden Sie einem solchen Manne, der Sie auf den Händen tragen würde, durchs Leben folgen?“

Das Mägdelein flüsterte „Ja!“ oder weil das Lied die Sache doch etwas läppisch ausdrückt, sprach Fräulein Selma, indem sie ihr reiches Bouquet zerzupfte: „Reden Sie mit meinem Papa, Herr Assessor!“

In der nächsten Woche flogen schon nach allen Weltgegenden die Karten:

Selma von Hirschfeld,

Hans Beer,

Assessor im Finanzministerium,

empfehlen sich als Verlobte.

Bei, da gings los in Kaffee- und Theesellschaften, wie wurden die körperlichen Schönheiten der Braut und die edle Gesinnung des Bräutigams aus rechte Nicht gezogen. Hans erfuhr das wohl u. — Hans machte sich gar nichts daraus. Ja, als er im Club gehänselt wurde, daß er, ein abgesagter Judenfeind, sich doch ein Judenmädchen geholt, da lachte er freuzfidel: „Das ist die beste Manier, wie man den Juden ihr Geld wieder abnimmt. Macht es mir nach!“

#### IV.

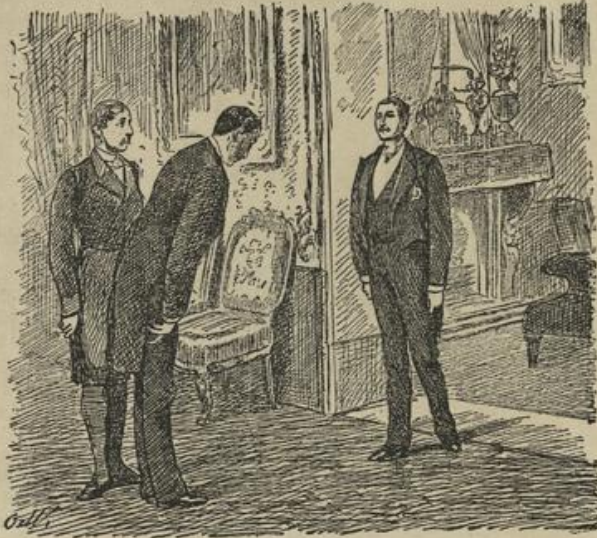
So verlebte der Herr einige Jahre in der Residenz und gedieh an Würde und Ansehen. Er war in die Kammer gewählt und ging durch Dick und Dünn mit der Regierung, seine freisinnigen Anwandlungen waren total verschwunden, er nannte dieselben einfach „Jugendeseleien“ und wehe einem jungen Beamten, den er im Verdachte solcher Jugendeseleien hatte, den schubriegelte er was das Zeug hielt. Dafür war der Ministerialrath ein bis zur höchsten Spitze des Staates hochgeachteter Mann, und es war gar nichts Seltenes, daß ihn einer oder der andere der Herren Minister vertraulich beim Arm nahm und in wichtigen Angelegenheiten sich Raths bei ihm erholte.

Das war nun Alles recht schön und recht ehrenvoll, allein zufrieden war unser Hans doch nicht. Es ging ihm zu langsam, viel zu langsam. Die Leiter zu den höchsten Würden mußte Sprosse für Sprosse erstiegen werden, und das taugte dem Ehrgeizigen nicht; — in jungen Jahren, rüstig an Leib und Seele, wollte er sein Ziel erreichen, nicht als ein alter invalider Kracher.

Nun — dem Glücklichen gehört die Welt — auch dazu wurde Rat und das kam so. Bruno v. Püllersdorf war bei dem jungen Fürsten v. Schwarzenec-Wildenstain, der gerade zur Regierung gelangt war, Hofmarschall geworden und brachte in Begleitung seines gnädigsten Herrn ein paar Wintermonate in der Re-

sidenz zu. Bruno suchte seinen Freund Hans auf und so war es ganz natürlich, daß dieser dem Fürsten vorgestellt wurde. Der junge Fürst, ein lebenslustiger Herr, der die eingesperrten Thaler seines hochseligen Herrn Vaters nach Herzenslust springen ließ, hatte nun, wie es ja so häufig vorkommt, bei seinem Regierungsantritt Alles von oben nach unten gelehrt und die alten Rätze der vorigen Regierung, die ihm durch Einwürfe und ungeforderte Rathschläge lästig fielen, kurzer Hand entfernt. — Der lustige, formgewandte Hans gefiel dem jungen Fürsten, der in ihm einen findigen, gefügigen Beamten zu finden glaubte und eines schönen Tages ließ er ihm durch Bruno v. Püllersdorf den Antrag stellen, ob er nicht gegen hohen Gehalt als Finanzdirektor in fürstlich Schwarzenec-Wildenstain'sche Dienste treten wolle. Hanns schwante nicht lange. Vieber in Wildenstain der Erste, als in Rom der Zweite. Er machte nur eine Bedingung: die Verleihung des Adels! Der Wunsch wurde gewährt und bald erschien die Ernennung des seitherigen Ministerialraths in R'schen Diensten, Hans Beer v. Hirschfeld, zum fürstlichen Finanzdirektor im Schwarzenec-Wildenstain'schen Regierungsblatt. —

Das war ein kurioser Hof zu Wildenstain. Außer dem regierenden Fürsten Ravan dem 9ten lebte nämlich noch der Vatersbruder Egino, der, reichlich mit Kindern gesegnet, eine besondere Hofhaltung hielt, die das gerade Gegentheil von der seines Neffen war. Fürst Ravan und seine junge lebenslustige Gemahlin waren kinderlos und lebten in Saas und Prais. Ein Fest folgte dem andern: Bälle, Concerte, Jagden und Schlitten-Fahrten. Das kostete nun Geld, viel Geld. Eine starke Hofkapelle, ein zahlreiches



Hans Beer in Audienz bei dem jungen Fürsten.

Jagdpersonal, vor Allem aber ein überreicher Marstall, verschlangen ungeheure Summen. Uebrigens, wenn auch viel aufging, konnte man doch nicht von Verschwendung reden, denn eine Ueberschreitung der Einkünfte fand nicht statt. Das Privatvermögen des Fürsten war dank der Sparsamkeit des höchstseligen sehr bedeutend angewachsen, und auch die Fürstin hatte viel Geld und Gut mit in die Ehe gebracht. Also ließ man's fröhlich laufen — man hatte es ja!

Anders stand die Sache bei dem Prinzen Egino, der in dem sogenannten untern Schlosse residierte. Der Prinz, der seinerzeit eine arme Grafentochter geheirathet und für ein halb Duzend Prinzen zu sorgen hatte, lebte in geradezu ärmlichen Verhältnissen. Sein Faktotum war ein ehemaliger Domänenkanzlist, ein abgehärmter, dürrer Gefelle, der in Wildenstain unter dem Uebernamen „die theuere Zeit“ bekannt war. Zwei alte, bocksteife Rappen bildeten den Marstall, eine Gouvernante, ein Präceptor, Köchin und Kammerjungfer, sowie ein uralter Kammerdiener und ditto Kutscher des Fürsten Hofstaats. Immerhin gab jedoch der Fürst seine Standeswürde keineswegs auf, sondern wachte voll

Eiferfucht darüber, daß ihm keine der gebührenden Ehren entzogen wurde. Alle Jahre fand ein Festessen statt, das schon lange vorher der Schrecken der Eingeladenen und lange nachher das Gespötte des Residenzstädtleins war. Es ging die Sage, daß die „theuere Zeit“ bei einem durchreisenden Taschenspieler habe Unterricht nehmen müssen in der Kunst, das Knallen der Champagnerpfropfen im Nebenzimmer mit dem Munde nachzuahmen, damit die Gäste bei dem „Jahresdiner“ glauben sollten, es werde eine tüchtige Anzahl Flaschen verbraucht, während doch selten einer zum zweiten Glas „mouffirenden Redarweins“ gelangte.

Zwischen dem „alten“ und dem „jungen Hofe“ bestand nun erbitterte Feindschaft. Die junge Fürstin ließ in vertrautem Kreise ihrem Jünglein vollen Lauf, wogegen der alte Prinz die Fürstin, welche eine leidenschaftliche und wilde Reiterin war, mit seinem Spotte verfolgte. In diesen Dünstkreis trat nun der neue Finanzdirektor, Herr v. Beer-Hirschfeld. Glatt wie ein Kal, versuchte er es zuerst mit keiner Seite zu verderben. Das ging so lange es ging — allein auf die Dauer kann Niemand zweien Herren dienen. Je beliebter er an dem jungen regierenden Hofe wurde, desto mehr verlor er an Boden bei dem alten, mißvergnügten Fürsten und als gar Frau Selma, die trotz ihrer orientalischen Abkunft von der jungen Fürstin bevorzugt wurde, bei einem Caroussel als Türkin mitritt, da war dem Faß der Boden ausgeklagen.

Der Finanzdirektor ließ sich aber durch Nörgereien nicht anfechten, er hatte nach seiner Meinung genug gethan und den Frieden gesucht; wenn er ihn nicht gefunden, so war das nicht seine Schuld. Er war bald der erklärte Günstling des Fürsten Ravan, dessen ständiger Beileiter auf der Jagd und die eigentliche Seele aller Festlichkeiten an dem verschwenderischen Hofe. Dabei machte er selbst ein gar großes Hans und der Fürst bemerkte oft gnädig lächelnd: „Wenn ich einmal recht fein speisen will, so lade ich mich bei meinem Finanzdirektor zu Gast“.

Kein Wunder, daß Herr Hanns von Beer-Hirschfeld Geld brauchte — viel, viel Geld. Er hatte freilich einen hohen Gehalt und eine prachtvolle, fürstliche Wohnung. Das war aber alles nicht zureichend, und die Zuschüsse des Herrn Schwiegervaters muhten das Beste leisten. Da war es nun recht unangenehm, daß diese in letzter Zeit sehr unregelmäßig eintrafen, ja daß sogar über die finanzielle Lage des alten Hirschfeld mancherlei ungünstige Berichte in Umlauf kamen. Der Mann hatte bedeutende industrielle Unternehmungen „gegründet“, dieselben nicht rechtzeitig „vom Leibe“ gebracht und jetzt fing es an zu hapern und mit dem hapern schwand der Credit. In der Verzweiflung kam er selbst nach Wildenstein, um bei seinem Schwiegerohnen Hülfe zu suchen — ja du lieber Gott, der war selbst in Verlegenheit. Eine bedeutende Summe als Hypothek auf die Villa in der Residenz aufgenommen, war nur ein Tropfen Wasser in's Fegfeuer. Das Haus Hirschfeld war nicht zu halten, und es brach zusammen mit einem Krach, daß das ganze Land widerlöhnte. Das Uebelste war jedoch, daß der Staatsanwalt sich der Sache bemächtigte, daß der alte Hirschfeld verhaftet und eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. War es nun der Kummer und die Furcht vor Schande, die das Herz des verunglückten Spekulanten brach, oder war es — wie die bösen Zungen flüsternten — die glückliche Wirkung eines Pülverchens, das ihm sein Schwiegerohn bei seinem letzten Besuch zugestekt habe, einerlei — ein plötzlicher Tod entthob ihn aller Bedrängniß und entzog ihn seinem irdischen Richter.

Das war ein harter Schlag für den Herrn Finanzdirektor — der erste, der ihn in seiner Glücksbahn getroffen. Mancher hätte denselben nicht überwunden. Nein, Hans war ein anderer Mann, von festerem Gefüge. Aufrecht stand er da und womöglich noch stolzer als zuvor. In seinem Hause wurde nichts geändert, keinerlei Einschränkung fand statt und allgemein wurde geglaubt, Fürst Ravan habe durch Schenkung eines bedeutenden Kapitals seinem Günstling unter die Arme gegriffen.

Aufmerksame Beobachter wollten bemerken, daß der Herr Finanzdirektor den Schlag doch sehr empfunden habe. In dem schwarzen Lockenhaare zeigten sich bereits Silberfäden, auf der glatten Stirne Runzeln und hie und da, wenn Herr Hans sich unbemerkt glaubte, starrte das große Auge wie in Geistesabwesenheit in die Ferne. Auch wollte es Vielen auffällig erscheinen, daß der sonst so lebenslustige Mann öfter zu Hause bei den Kindern blieb, während Frau Selma in Gesellschaften herum schwärmte.

Der Finanzdirektor bewohnte ein fürstliches Gebäude, ein ehemaliges adeliges Stift, das auf einem Hügel gelegen, eine herrliche Rundsicht in die Ferne gewährte. Um nicht gestört zu sein, hatte sich Herr v. Beer zu seinem Arbeits- und Studierzimmer ein geräumiges Gemach in dem dritten Stockwerk eines Eckthurmes erwählt, welcher den schloßähnlichen Bau flankirte. Von dort aus sah er durch die breiten Rundbogen-Doppelfenster weit hinaus über die hügelige, prächtig bewaldete Gegend. Der Herbst war gekommen und ein herrlicher Sonnentag, welcher die Altweiberjonnensfäden fliegen ließ, lag über dem Land. Der Finanzdirektor sah finster brütend in seinem grünassianenen Armfessel, die erloschene Havannah in der herabhängenden Hand. Es fand heute eine große Parforcejagd — die leidenschaftliche Liebhaberei der Fürstin — statt und der Fürst hatte ihn eingeladen, ja gebeten, wenigstens am Jagdessen Theil zu nehmen — er hatte unter dem Vorwand dringender Geschäfte abgelehnt. Nun sah er hoch oben in seinem Thurme, abgeschlossen von der Welt, denn Niemand sollte heraufgelassen werden — nicht einmal die Kinder.

Der Finanzdirektor erwachte aus seinen Träumereien und blickte hinaus in die herbstliche Landschaft, welche im vollen Sonnenglanze vor ihm lag. Was war das? Er zog die Brauen schärfer zusammen, um deutlicher zu sehen. Nein es war keine Täuschung. Die Straße gegen Wildenstein vom Forst heraus, noch in weiter Entfernung zwar, jagte in wildester Hast ein einzelner Reiter in der weithin leuchtenden Farbe des fürstlichen Marstalls. Was wollte der? Rahte das Verhängniß schon? Der Finanzdirektor war aufgesprungen, kalter Schweiß trat auf seine hohe Stirne und immer, immer wieder mußte er nach dem Reiter blicken, welcher unvermeidlich näher und näher kam.

Der Reiter mußte über eine Brücke, jenseits welcher sich der Weg nach zwei verschiedenen Richtungen fortlegte; welche wird er wohl einschlagen? Der Finanzdirektor ergriff einen Feldstecher und beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Reiter wandte sich rechts nach der Villa des fürstlichen Leibarztes — es mußte plötzlich Jemand schwer erkrankt sein. Wer? Schwer aufathmend wollte der Direktor gerade den Feldstecher weglegen, als er einen zweiten Reiter entdeckte, welcher dem ersten, gleichfalls in wildestem Hosselauf, folgte. Ein Blick durch das Fernrohr ließ den Beobachter diesen Reiter alsbald erkennen — es war der Hofmarschall Bruno v. Püllersdorf. Hans verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit diesen zweiten Reiter noch

ängstlicher als den ersten, er brachte den Feldstecher nicht mehr vom Auge. Als der Hofmarschall die Brücke verlassen, wandte er sich links — er jagte dem untern Schlosse zu, der Residenz des Prinzen Egiuo.

Wie vernichtet saß der Finanzdirektor in seinem Sessel. Endlich erhob er sich mit Mühe, fuhr mit der Hand über die schweißbedeckte Stirne, füllte sich aus der Flasche ein Glas Wasser und führte es mit zitternder Hand zum Munde. Dann trat er zu dem eisernen Kaffenschrank, der im Thurmgemache stand, öffnete denselben und nahm aus einem besonderen Behälter einen Bündel mit weißem Umschlag versehener Papiere. Er öffnete den Umschlag, nahm die Papiere heraus und entfaltete einen fast bis zur Hälfte beschriebenen Bogen, setzte sich und begann eifrig zu schreiben — die Vollendung dessen, was auf dem Bogen begonnen war. Er schrieb ziemlich lang. Endlich war er zu Ende, zündete ein Licht an, siegelte das Paket mit seinem Ring und schrieb mit großer Kundschrift darauf:

Dem Fürsten Egiuo, Durch-

laucht

Das Bekenntniß eines treulosen Verwalters.

Gerade, als er die Aufschrift beendet, läutete es am Hause, daß es laut bis in den Thurm heraufschallte.

„Es war gerade Zeit — nun ist's vollbracht“ murmelte der Finanzdirektor und ging hinab. Er hatte seine Fassung wieder erlangt.

Auf der Treppe kam ihm ein Diener entgegen, der Seine Excellenz den Herr Hofmarschall meldete.

„Seine Excellenz haben's eilig“, meinte der Lakai, „Sie kommen zu Pferde und der Fuchs ist fast zu Schanden geritten.“

„Führ' ihn ins blaue Zimmer“, befahl kalt der Direktor und folgte ruhig.

Als er die Thüre zum blauen Zimmer öffnete, stürzte Bruno todtenbleich auf ihn zu!

„Hans — Fürst Kaban . . .“

„Ist todt!“ ergänzte der Finanzdirektor.

„Du weißt es schon?“

„Ich sah dich zum Prinzen Egiuo reiten!“

„So ist es. Das Pferd des Prinzen stürzte, als er eine Hecke nehmen wollte — er hat das Rückgrat gebrochen und war auf der Stelle todt. Ich war beim alten Prinzen und von ihm komme ich zu dir. Hans, um Gotteswillen, wenn du etwas zu ordnen hast, eile. Morgen schickt der Prinz eine Kommission, an deren Spitze die „theure Zeit“ steht, um deine Papiere mit Beschlagnahme zu belegen und die Kassen zu versiegeln.“

„Sie werden Alles in Ordnung finden — ich habe sie erwartet“, sprach mit frostiger Ruhe der Finanzdirektor.

„Um so besser, Hans, um so besser. Sie haßen dich und wollen dich verderben. Leb' wohl — ich muß wieder hinaus zu der Unglücksstelle, ich wollte dich nur warnen!“

„Ich danke dir, leb' wohl“, sprach Hans, indem er seinem Freunde die Hand reichte.

Als sich die Thüre hinter dem Hofmarschall schloß, wankte der Finanzdirektor nach dem Sopha. Bald erhob er sich, klingelte, und befahl eine Flasche Madeira. Er füllte das nicht kleine Glas 3, 4 mal und leerte es jedesmal auf einen Zug. Dann stieg er zu seiner

Familienwohnung hinauf. Er kam an dem Zimmer seiner Frau vorbei — er hörte französisch sprechen — sie hatte Besuch. Er ging weiter. Da hörte er aus einem Zimmer das fröhliche Lachen seiner Kinder. Er zögerte, blieb stehen und legte die Hand auf den Drücker, doch zog er sie wieder zurück. Krampfhaft griff er nach dem Herzen, dann stieg er zu seinem Thurm hinauf.

Im Thurmzimmer angelangt, öffnete er einen Wandschrank, nahm einen reichverzierten türkischen Schlafrod — ein Weihnachtsgeschenk der Fürstin — heraus und trennte mit einem scharfen Schnitte der Papierseere die dicke seidene Gürtelschnur mit schweren goldenen Quasten ab. Dann öffnete er vorsichtig die Thüre und horchte die Treppe hinab — es war Alles stille.

Mit leisem Schritte schlich er die Treppe hinauf, bis er unter dem Dache des Thurmes ankam. Da lag allerhand Gerümpel. Er schob einen leeren Bücherkasten unter einen Dachsparren, stieg hinauf und befestigte die Schnur mit den goldenen Quasten und — das Weitere dieser traurigen Arbeit des Selbstmörders zu erzählen, erspart uns der geneigte Leser.

Ja, der alte Beer hatte recht prophezeit.

„Aus dem Hans ist etwas geworden — er brachte es hoch hinauf!“

### Curioses Deutsch.

Ec. Excell. der Herr Generalleutnant von Strammnitz-Griffpütz hielt eine Inspection ab und ließ sich bei dieser Gelegenheit die Einjährigen Freiwilligen (?) vorstellen.

„Füsilier Sägebein“, meldete der Hauptmann.

„Sägebein — schoner Name — was sind Sie denn im gewöhnlichen Leben, mein Sohn?“ fragte der Herr General.

„Rechtspraktikant, Ew. Exc.!“

„Rechtspraktikant — Rechtspraktikant! was der Deubel ist denn das?“

„Was man bei uns Referendär nennt“ erläuterte der Hauptmann.

„Ach so, Referendär. Na zum Donnerwetter, mein Sohn, reden Sie doch jesälligst deutsch, sagen Sie „Referendär“ und lassen die verdammten Fremdwörter bei Seite!“

### Räthsel.

(Aus J. Peter Hebel's ungedruckten Papieren.)

Ein Gesetzbuch, Weiblein (Schrieben's,  
Was es vorschreibt, Männer liebens,  
Ein Gesetzbuch eigener Grillen!  
Wollt ihr frei sein und den Willen,  
Den es ausspricht, nicht erfüllen,  
Schadet es mit nichten;  
Wollt ihr aber seinen Willen  
Schritt für Schritt und treu erfüllen,  
Droht es mit Gerichten. (Фнагоу)



Er befestigte die Schnur mit den goldenen Quasten

### Guter Grund.

Ein Fremder kam zu einem Schneider  
Mit einem tücht'gen Stücke Tuch  
Und sprach: „Ich liebe lange Kleider —  
Ist dies zu einem Rock genug?“  
Der Meister maß und machte Zeichen,  
Und rief bedächtig: „'s wird nicht reichen“.

Erbittert durch dies strenge Wort  
Ging ungesäumt der Fremde fort  
Zum nächsten Schneider gegenüber  
Und sprach zu diesem auch: „Mein lieber,  
Mein sehr berühmter Meister Moß,  
Reicht dies zu einem weiten Rock?“



Und als Herr Moß das Maß genommen,  
Sprach er gar freundlich: „O vollkommen!“  
Als d'rauf der Fremde wieder kam,  
War meisterlich das Werk gelungen,  
Doch sah er, was ihm Wunder nahm,  
Zu gleicher Zeit des Meisters Jungen,  
Der von demselben Stücke Tuch  
Ein allerliebstes Röckchen trug.

Bergnügt sprach er: „Ich bin zufrieden  
Und wende Nichts dawider ein,  
Was sich gebührt, das muß auch sein;  
Doch wär' ich gern um was beschieden:  
Zu wenig war's zum Rock da drüben,  
Hier ist ein Wams noch übrig blieben!“

„Hm!“ sprach Herr Moß, „da kann ich Ihnen  
Gar leicht mit gutem Grunde dienen:  
Ein Söhnchen hab' ich nur, doch ei!  
Der drüben hat der Schlingel zwei!“

Kurb.

### Ein findiger Wirth.

Kommt da vor einigen Wochen ein  
baumstarker Solothurner Bursche nach  
Basel. Er einen hat Abstecher in das  
Elsas gemacht und dort für seinen  
Vater allerlei Geschäfte besorgt. Auf  
dem Heimwege will er seine Schwester  
Bäwi besuchen, die erst wenige Tage  
in dem reichen Basel als Magd ein-  
getreten ist. Wohl hat er sich die  
Straße gemerkt, darinnen sie wohnt,  
Hausnummer und Hausherr kannte  
er nicht. Er meint aber, die werde  
ich schon finden, wenn ich nur ein-  
mal in Basel bin; finde ich den  
Weg zu meinem Schatz, werde ich  
doch auch den Weg zu meiner Schwester  
finden. Es ist kaum Tag geworden,  
als er in Basel ankommt. Da in  
der Straße muß meine Schwester  
wohnen. Er schaut sich schier seine  
Augen aus. Er kann kaum an das  
Ende der Straße schauen, so lang ist  
dieselbe. Da soll er nun von Haus  
zu Haus fragen: „Wohnt da meine  
Schwester Bäwi aus dem Solothur-  
nischen?“ Das schien ihm doch be-  
deutlich. In seiner Verlegenheit that  
er, was andere in Basel und ander-  
wärts auch thun, ging in ein Wirths-  
haus, um sich für seine Entdeckungs-  
reise zu stärken. Mißmuthig sitzt  
er in einer Ecke der Gaststube. „Was  
wilt denn? Worum bist so trurig?“  
fragte ihn mitleidig der Wirth. „Da  
ich will meine Schwester besuchen, ich  
weiß aber nicht wo sie wohnt. Die  
Straße kenne ich wohl, aber nicht  
das Haus. Was machen?“ „Da,  
sei nur ruhig. Jetzt kommt in einer  
Viertelstund der Glöckliwagen, da  
bringen alle Mägde das Kehricht in  
Kästen, Kübeln, Körben heraus und  
wenn deine Schwester wirklich in  
dieser Straße dient, da findest du sie  
gewiß“. Richtig — er folgte dem  
Glöckliwagen und schon am siebenten  
Haus warf Bäwi ihr Kehricht auf  
— die Straße statt auf den Glöckli-  
wagen und fiel mit einem hellen Freun-  
denschrei ihrem Bruder um den Hals.

## Die Hadrontort.

Humoreske in Pfälzer Mundart von W. Barak.

Jme<sup>1)</sup> kleine Städtche iwer'm Rhein in der Palz — ich will's nit mit Name nenne, dann wanner<sup>2)</sup> so G'schichte verzählt wie die, wo ich jek zum Besichde gewe will, muß mar vorsichtig sein: ich hab schun emol in so're G'schicht in aller Unschuld e paar Name genennt un hinnenoch die grösche Unannehmlichsteete triecht. Seitd'rher redd' ich nor noch dorch die Blum un sag uns Lebe nix, wo mar d'raß merle könnt, was un wen ich meen. Derntwege sag ich aach jek nor so viel, daß 's e recht neddes Städtche is un verleicht zehñ bis zwölfdausend Einwohner hot. Geni d'rwin is die Fraa Stadtgerichtschreiver Ma — — ja so, halt: leen Name! — is die Fraa — — wie heeß ich se doch g'schwind? — is die Fraa Müller, — mit dem Name resgirt mar jo nix, dann Müller hot's so viel in der Welt, daß unfer Herrgott nächschdens 'n Extra-Anbau for se mache muß, — also heeß ich se die Fraa Müller: 's is e Wittfraa gewest in ihre besichde Jahre mit 're Tochter, — die mag aach schun e Johrer fußzehn sunfermirt gewest sein, is aber, trotzdem, daß se e ganz nedd's Mädsche gewest is, alsefort noch „zu hawe“ gewest. Warum? — die Ald hot zwar e Häusche g'hat, mit 'me kleine Gärtche draß, sunscht aber an Vermöge nor grad so viel, daß se mit Ach un Krach hot dorchsumme könne, un weil mar des gewiht hot —, liever Gott, die junge Lent vun heutzudag sin d'r halt emol so — hot sich halt nie keen Freier for die „Hulda“ einischbelle wolke. Des aber is der Fraa Stadtgerichtschreivern schwer im Mage gelege un se hot, trotzdem daß se hinne un vorne hot schbare misse, sich in's Kasino usnemme losse un hot ihr Tochter als ufgebuhrt wie'n Schlittgeaul hing'führt uf Bääln un Köhnjone<sup>3)</sup>, aber 's hott halt als nix gebadd; een Johr um's anner is rungange un des aarm Mädsche is halt jedesmol am enedreißigschde Dezember alsefort noch grad so leddig gewest, wie am ersichde Januar am Anfang vum Johr.

Do is der Fraa Stadtgerichtschreivern zu guderletscht ihr Geduldsfadem gerisse, un se hot im blasse Mergen un Verdruß emol zu ihrer Hulda g'sagt: „Ich weeß nit“, hot se g'sagt, „was des mit dir is, daß aach gar Keener anbeiße will: ich bin doch aach e Mädsche gewest un hab nix g'hatt, als mein bissel Jugend und Tugend, aber doch haw' ich m'r mein Stadtgerichtschreiver d'rmit geangelt. Awer mit dir is halt nix un werd aach deiner Lebtag nix, weil du e Sans bischt, e dummi, sunscht hättscht du den Abedeger, wo uf der letschte Köhnjonn fascht e Verdelschdumb sich mit d'r unerhalte hot, schun lang g'fange hawe misse! Doch der is d'r scheint's, nit gud genug, weil er nit mehr jung un Wittmann is. Poß Dunnerwedder, ich will d'r was sage: wanner keen Junge kriche kann, nemmt mar'n Alde, — des is een Deiwel, 's is doch wenigschdens e Mannsbild, un „bei de Alde — is mar gud g'halte“ sächt mar als, des merk d'r, du Schneegans, du eenfäldige!“

So hot die Fraa Stadtgerichtschreivern ame<sup>4)</sup> Sundaagmorge vor'm Kerchegehñ zu ihrer Hulda g'sagt. Die aber hott de Kopp g'hängt wie e geknickt Lilie un hot mit 'me schwere Seitzer g'sagt: „O Mudder, wie wenig kennscht du doch mich un mein Herz. Du meensch, mir wär der Abedeger nit gut genug, — un ich — — ich hab jo gar keen annere Gedante, als nor ihn! Ja, Mudder“, hot se g'sagt, un is d'rbei so roth worre wie 'n frisch g'jottener Krebs, „loß mich's in dein Busse niederlege, mein sißes Geheemniß: ich liebe ihn aach, —

1) In einem. 2) wenn man. 3) Kavaliers. 4) an einem.

ich liebe ihn mehnder<sup>1)</sup> als mein Leue! Awer“ —, fährt se fort un trodent sich die Lage — „was badd's mich: er weeß's jo gar nit, wie sehr mein Herz for ihn schlage dhut, trotzdem daß ich an sellem Owend im Kasino, wie mir „Schinke schneide“ g'schiekt hawe, ihn gewunkte un d'rzu g'sagt hab:

„Hier steh ich un schneid Schinke,  
Wen ich lieb hab, dem will ich wink!“

Er hot's gar nit in Acht genumme, dann er hot eegentlich nit mitg'spielt un is nor so hinner's Amtsrevisers Barwedde ihrem Schduhl g'schdanne un hot zugeguckt. Derntwege is er aach nit tumme, aber statt ihm is die Barwedde herg'hupst tumme, — ich hätt 'r grad Gift gewe könne, dann ich hab's gleich gemerkt: se hot aach e Nag uf mein Abedeger un möcht m'r 'n geern abschenschtig mache. Ich hab aber doch nix mache un sage könne, ich hätt'r gar nit g'wunkte: neen, ich hab e ganz freindlich G'sicht d'rzu mache un 'r aach noch'n Klug d'rfor gewe misse, daß se mich an mein Platz g'führt hot, — die scheel Sans, die misserawel! Seit sellem Owend aber bin ich jeden Tag in die Abedeg geloffe un hab was kauf, emol Baredreck, emol Brausbulver, — emol Senesblätter un e annermol Ricinusöl: awer der Abedeger hot halt nix gemerkt un ich weeß ball nit mehr, was ich bei'm kaase soll. Jek frog ich dich, Mudder: haw' ich nit gedhan was möglich gewest is, — odder meenschst du verleicht, ich sollt mich vume<sup>2)</sup> Dienischtmann zu'm hindrage un uf'm Präsendirbeller anbiete losse?“

Do hot die Fraa Stadtgerichtschreivern de Kopp g'schiddelt un hot g'sagt: „Keen, Hulda“, hot se g'sagt, „du hoscht genug gedhan, — ichun faschtgar mehnder als genug, dann Senesblätter und Ricinusöl zu kaase bei eem, den mar geern in sich verleicht mache möcht, — des is eegentlich e Bisselche forios un nit ganz schichthaft — —“

„Ja“, fällt'r do die Hulda in die Red, „du hoscht gut redde: was hätt ich dann sunscht dort kaase solle? Derri Quetsche odder blooe Fadern kriecht mar ewe nit in der Abedeg un zudem haw' ich jo g'sagt, die Senesblätter wäre for dich — —“

„Soo — for mich?“ sächt jek die Ald un nemmt e bedächtigi Bris<sup>3)</sup> aus ihrer Schnuppdwatsbus<sup>4)</sup>, — „ja wenn des is — —“

„Ja freilich“, fährt die Hulda fort, „un wie ich am annere Dag des Ricinusöl g'holt hab — —“

„Do hoscht du aach g'sagt, daß's for mich wär?“

„Noß nadierlich!“ sächt die Hulda.

„Ja wann des is —“, sächt die Ald widder un schnuppt nochemol, d'rhernachder haw' ich nix einzuwenne; — awer was hot dann der Herr Abedeger g'sagt?“

„Er hot gemeent, wann des Ricinusöl aach nix badde dhät, so sollt ich nor widder tumme, dann wollt er m'r e Laddweg zurecht mache, des aach beim hartnäckigschde Unnerleib sein Wirkung hätt!“

„Noß un des hoscht du doch aach g'holt?“

„Ach neen, Mudder!“

„Ja warum dann nit?“

„Ach Gott“, sächt jek die Hulda ganz verschämt, — „ich hab mich halt — doch schenirt — —“

„Ach was!“ sächt do die Fraa Stadtgerichtschreivern, „was brauchsch du dich schenire wege me im Unnerleib! Geh du nor hiß hent un hol des Laddweg!“

„Meenschst du werlich, Mudder?“

„Noß freilich!“ sächt die Ald, „nor keen zimperlich Gedhu, — des wär m'r schön, morge kannsch du jo

1) mehr. 2) von einem.

d'rher noch der widder hinfahrt un sage, des Laddwerg hätt g'wirkt!"

"Jesses neen, Mudder, freisch do die Hulda un werd feierroth, „des dhü ich for ganz gewiß nit!“

"Kon dann meind'wege aach nit!" sächst jeh die Ald. "Awer ich werre die Sach in die Händ nemme: in der Kerch will ich m'r's iverlege, was weider g'schehe muß, daß des Laddwerg wirkt — des heeßt, daß der Abedeger anbeißt — kumm jeh!"

So sächst je un Mudder un Dochter mache sich also uf de Weg in die Kerch un kumme grad noch recht zum Anfang. Unner der Breddigt awer hot die Ald alsefort simulirt, wie sich die G'schicht mit dem Abedeger am beschde einfable losse dhät, awer 's is 'r nix G'scheidts eing'falle. Do nemmt se endlich, grad wie der Parre Amen sächst, noch g'schwind e Hoornobel aus ihrem Zopp un schdicht d'rmit in ihr G'fangbuch: „Gib m'r e Zeeche, Schicksal“, hot se wie der Wallejchdeem) zu sich selwer d'rbei g'sagt, „des soll gelbe, was links owe schdeht!“

So denkt se, un wie se des Buch usmacht, so schdeht halt do:

„Komm, o Herr und sei mein  
Gast,  
Und lehr in meinem Herzen  
ein!“

Do is's der Fraa Stadtgerichtsreiwern wie Schube vun de Aage g'falle un se hot gewiß, was g'schehe mißt, for um de Abedeger zu angte. Beim Heemgehñ aus der Kerch hot se's schon zu ihrer Hulda g'sagt, dann for Alles in der Welt hätt je's nit bei sich b'halte könne, bis se d'rheem gewest wäre. „Huldache“, hot se ganz sanft angs'fange, „ich hab in der Kerch zu unserm Herrgott gebet, daß er mich erleiche un mir eingewe möcht, was vun wege dem Abedeger g'schehe mißt, daß er anbeißt; un er hot m'r's eingewe, ich sollt zu'm sage: „Kumm, o Herr, un sei mein Gast!“ — des heeßt also: mir misse e Bisidd gewe un miß'n d'rzu einlade!“

„Ach Gott, Mudder“, sächst do die Hulda, „e Bisidd, — awer des koscht jo so viel!“

„Ja“, sächst die Ald mit 'me schwere Seifzer, „koschde dhuts freilich, aber was dhut mar nit for sein Kinner! — Ich hab m'r schon Alles ausgedenkt un ausgschbindirt. Eing'lade werd — uf de nächste Dienstdag, do is deß Gebortsdag — zu 'me kleene Gaartefescht: also der Abedeger Wendel, — der Doktor Worzel mit Fraa un Dochter, — der Stadtrath Herbig mit sein Gredche, — der Zuschdikrath Moser, dann mar muß doch außer'm Abedeger noch so'n leddige alde Kracher einlade, dann sunscht „merkt mar die Absicht un werd verschdummt“, un zu guderletzt der Amtsreviser mit seiner Albe un sein Baweddche —“

„Was, aach die?“ freisch do die Hulda ganz verschrode — „ach Gott, Mudder, ich hab d'r doch g'sagt —“

„Ach Gott, was is der Mensch so dumm — un b'suners du!“ sächst jeh die Ald: merstcht du dann nit, worum? — Gud d'r doch emol die drei Mädcher an: 'm Dokter seiini hot'n Budel, — 's Gredche Herbig

hot'n Kropf, — un 's Amtsrevisers Baweddche is scheel un hint: jeh meen ich halt als, unner dene Drei sollstcht du dich doch ausnemme wie der Schwan unner de Gänz, — un der Abedeger mißt jo blind sein, wenn du 'm neue dene drei Grazie nit vorfomme dhätstcht wie die Liebesgettin selwer!“

„Ja, des is freilich woher“, sächst do die Hulda un lächelt ganz scholz, „schöner als die drei bin ich —“

„Drum halt deß Maul und loß mich mache — ich werre schon d'rfor sorge, daß Alles recht werd! Geh du jeh nor emol in die Abedeg un hol des Laddwerg; morge lade mer dann die Leut ein, do hoscht du d'rher noch der widder 'n Grund, for in die Abedeg zu gehñ!“

So sächst die Fraa Stadtgerichtsreiwern grad wie se vor ihrer Hausdhir schdeht. Triumphirend wie 'n Feldherr nach 're g'wunnene Schlacht geht se dann die Schdieg nuf in ihr Wohnschdub un fangt an 'n Zwerschlag zu mache, was des Gaartefescht koschde könn, un seifst eemol iver's anner d'rbei, dann wie se's aach gemacht hot, die Berechnung is 'r halt jedesmol noch zu koschtichbielig gewest un se hot gemeent, daß sich's verleicht doch noch billiger mache losse dhät.



„Ach, ich liebe ihn mehr als mein Leben.“

Währendesse geht die Hulda in die Abedeg un loßt sich halt des Laddwerg mache un wannt nit un weicht nit, bis's werbig is, — 's hot fascht gar e Schdud gedauert. Awer des is'r grad recht gewest, dann während der Herr Wendel sein Schmier gemacht hot, hot se mit'm dichteriere könne iver Des un Sell, iver die wunnerichön letstcht Köhnjon, iver's Wedder un noch viele anre indressante Sache. Endlich awer schdreicht der Abedeger sein Laddwerg in e Vorzlanhäffelde un iverrechts der Hulda. „Sodele“, sächst er d'rzu, „des war's un des wirkt for gewiß, — Se werre sehe, Freele Hulda: zwee Mart, wenn ich Ihne bidde derf!“

„Zwee Mart“, sächst die un sucht nach ihrem Bordmonneh, „ach Gott, ich glaab' — ich hab' mein Geld vergeffe —“

„O des dhut jo gar nit“, sächst der Herr Wendel, — „do schreiw' ich's Ihne halt uf —“

„Ach ja, wann Se so gidig sein wolle!“

„Gewiß, mache Se sich dodrum keß Sorge — des schdeht jo lang gud, — mein Empfeschl an Ihne Ihr Fraa Mudder un ich ließ vun Herze e recht gude Wirkung winsche: Adjes, liewes Freele Hulda!“

„Adjees — — lieber Herr Wendel“, erwidert se do ganz verschämt un schbringt d'rvaun, wie wann'r der Boddem unter de Fiß brenne dhät.

Der Abedeger awer schdeht unner der Dhir un guckt'r nooch. Was er d'rbei gedent hot, kann ich zwar nit sage, weil ich's nit weeß, — dann Gedante sin in der ganze Welt zollfrei un keß Mensch kann vum annere wiße, was er denkt. Soviel aber hot mar merke könne, daß's was ganz Blästliches gewest is, was er gedent hot, dann er hot vergnieglich uf de Schdodzäh gelacht d'rbei un wie er die Dhir endlich zugemacht hot, do hot er heemlich vor sich hingebummelt: „Kon, mer wolle sehe, — kummt Zeit, kummt Rath!“

Des hot m'r die Luwis' aus'm „goldene Lamm“ ver-

1) Wallensteins Tod. Zweiter Aufzug, dritter Auftritt.

zählt, wo zufällig zu dere Zeit in der Abdeg gewest is, — sunscht wist ich aach des nit.

Die Hulda is währenddesse mit ganz kleine Schridelcher — dann se hot's wohl gemerkt, daß'r der Abdegger nochguck — heemgange un hot ihrer Mudder des Laddweg gebrocht. Die awer hot die Händ iwer'm Kopp zammeg'schlage wie se g'hört hot, daß's zwee Mark loscht: „Jesses“, hot se getrische, „zwee Mark! Do d'rfor hätt ich jo zwee un e halbs Pund Ochsefleisch kaase sönn! Noñ, ich will nor hoffe, daß du emol e Unnerleibsentzündung odder so was trichsch, — d'rhernochder wär doch des Geld nit nor grad zum Fenschder naus-g'schmisse! — Drag's jeh in Gottsname naus ins Schbeisfammerche — 's is so wie so alleweil nix drin — un tumm widder reiß, ich hab mit d'r zu rebde!“

Noñ, die Hulda geht, un wie se widder reinkummt, sacht die Ald: „Hulda“, hot se g'sagt, „ich will d'r jeh sage, wie mer's halte wolle an beim Geburtsdags-Gaartesecht. D'rerscht gib'ts for Alle Kaffee un Bündcher for zum Dunte, un hinneoch for die Dame e schöni Nadrontort, Cunsfett un Johannisbeerwein — mer hawe grad noch drei Bubelle d'ruff im Kesser, die misse lange; — for die Herrn awer gib'ts Bier un Käf“ —

„Ach Gott, Mudder“, sacht do die Hulda, „nor teen Käf“, — des is so unnowel!“

„So, unnowel?“ freischt die Ald. „Was verschdehst dann du do d'r-vun? Meenst du verleicht, ich sollt ene Gänselewerbachdet un Fajane unwaarte? Do schnerischt du dich: Käf friche se un do d'rmit Pungdum, — wein er nit nowel genug is, kann'n schdehn losse!“

So hot se g'sagt un do d'rbei is's gebliue, was aach die Hulda noch weiders d'rgege remonschdrirt hot. Am annere Morge awer hot die Ald zu ihrer Hulda g'sagt: „Hulda, heut muscht du rum laase un die Zeit einlade, — ich selwer hab' teen Zeit, dann ich muß bade. Derntwege zieh dein nei Rosa-Kleed an, — an beim annere blooe is die Mod geblakt — geh d'rerscht in die Abdeg, dann zum alde Stadtrath, dann zu's Dokters un zuletscht zu's Amts-revisers; de Zuschdtrath lad ich schriftlich ein — un sag: e Kumbelment vun mir un ich dhät m'r's Vergnische ausbidde losse, uf morge Nochnittag in's Gärtche zu 're Tass' Kaffee. Aus der Abdeg kantscht dann gleich zwanzig Gramm Weinschdeß mitbringe, — die brauch' ich for in die Nadrontort. Was sunscht neing'hört, Nadron, Bubber, Zucker, Eier, Mehl un Roseine haw' ich schon: nor e Bidron kantscht m'r noch vum Krämer Sichtig mitbringe, — verschdanne?“

Mein Hulda ziecht sich an, loht sich noch die zwee Mark gewe for des Laddweg, — 's hot die Ald zwar widder e paar schwere Seiszer getoscht — un tritt d'rhernochder ihr Rundrees' an. Wie se uf der erschte Station, der Abdeg, ankummt, macht der Herr Wendel grad e Medizin for de Rentje Hertinger, — er hot in der Nacht so'n arge Kolikansfall g'hatt — awer wie er die Hulda sieht, loht er alles liehe un schdehn un sacht: „Ah, Freele Hulda, — mit was kann ich Ihne diene?“

„Ah“, sacht se do un lächelt ganz sich d'rbei, „ich hab nor so frei sein wolle, mein Schuld vun geschdern zu berichdtige —“

Gebeis Rheinländischer Hausfreund.

„O des hätt jo nit so bressirt“, sacht der Herr Wendel, „des wär jo lang gud g'schdanne: awer gelle Se, des is e gud's Middelche, — des hot gewiß gewirrt —“

„Ach neen —“ sacht se un gukt voller Verlegeheet iwer die unzart Frog' uf die Seit'.

„Nit?“ sacht do der Abdegger verwunnert: „des is aber doch merkwerdig, dann ich hab's jo mit Rücksicht uf Ihne Ihrer Fraa Mudder ihren arg hartnäckige Unnerleib doppelt so schdakt gemacht wie sunscht!“

„Ja — wisse Se“, sacht die Hulda und werd feierroth d'rbei, — „ach, nemme Se's nor nit unigdig, awer — se hot's gar nit genumme!“

„Sooo — Warum dann nit?“

„Ja, se hot — aber gelle Se, Se nemme's for ganz gewiß nit iwel, — se hot halt g'sagt, — se könnt uns Lewe keen Laddweg einkumme un — un — ich möcht Ihne um zwanzig Gramm Weinssteen bitte —“

„So“, sacht der Abdegger jeh, „ja wann des is: Weinssteen hot aach manchmol die Wirkung, awer — mein Laddweg wär uf jeden Fall viel besser gewest, — sage Se des nor Ihne Ihrer Fraa Mudder, un — se möcht jo nit alle zwanzig Gramm uf eenmol nemme, — nor e Messerschibiz voll!“

Do d'rmit händigt er der Hulda des Packetche ein. Die aber hot nit for nöthig g'funne, zu sage, daß ihr Mudder den Weinssteen nor for in e Nadrontort bräucht, dann der Abdegger hätt' sunscht verleicht noch emol von ihrer Mudder ihrem Unnerleib anig'fange, un des wär'r halt arg schenand gewest. Derntwege hot se nor g'sagt, se wollt's ausdrichde un hot dann beim Abschiednemme noch ganz verschämt ihr Einladung zu ihrem Geburtsdags-Gaartesecht angedrocht.

„Ach herrjeh“, sacht do der Herr Wendel, „wie nett, — e Gaartesecht — un zu Ihne Ihrem Geburtsdag: zum wievielde dann, wannmer froge derf?“

„Zum dreißigstde!“ hot se ehrlich geantwort, dann 's ihr grad noch zu rechter Zeit eing'falle, daß se in dem Fall nit läge un sich jünger mache derf, dann sunscht hätt' der fußzigjährig Abdegger denke könne, se wär zu jung for ihn. Der Herr Wendel aber hot ganz verwunnert g'sagt: „Dreißig Johr schon? — Ei, des sieht mar Ihne aber nit an, — ich hätt' Ihne höchstendens funfzwanzig gewe!“

„So?“ lacht die Hulda, „do d'rfor dhät ich mich awer recht schön bedanke!“

„O Sie kleeni Schädern“, lacht jeh aach der Herr Wendel, „so meen ich's nit: nit uf —“

„Noñ d'rhernochder bin ich schon beruhigt“, fallt'm die Hulda do in die Redd', dann se hot Angsicht g'hatt, 's könnt nach dem „uf“ widder „was Unzarts“ kumme, — un gelle Se, Herr Wendel, Sie kumme doch?“

„Ja freilich“, sacht er, „wie könnt ich dann do widder-schdehn, — wann ich e Schtindche odder zwee un die lieuwenswürdig Freele Hulda sein kann —“

„O Sie —“ sacht jeh die Hulda un werd widder feierroth, „Sie uhze Gem nor —“

„Ich uhze? — For ganz gewiß nit!“

Do schlagt se ganz verwerret die Lage nieder un bischbert 1): „Abjes — lieber Herr Wendel“ — un wie der

1) flütert.



„O Sie — Sie uhze Gem nor.“



Blich reißt se die Dhir uf un nig wie naus. Wie'n Haaf' laaft se die Gass' nummer un geern hätt se for Bläfir 'n Luftschbrung gemacht, wann's nit unbassend gewest wär', dann „Gott sei Dank“ hot se gedenkt, „des is emol e halwi Kieweserklärung gewest: die anner Hälft werr ich'm mit Gottes un meiner Mudder Hilf' schun aach noch rausuhje!“

So denkt se un macht in eener Freed un Glückseligkeit der Reih nooch aach die annere Einladunge, laaft noch g'schwind beim Hixig e Zidron un d'rhernochder geht's heem. Jey awer, wie se die Schduwedhir uf macht, hot se sich nit länger halte könne, — jey hot se ihren Luftschbrung g'macht un „Mudder, — liebichdi Mudder“ ruft se der Albe zu, die anfangs gemeent hot, ihrer Hulda dhät's rabble, „dent nor, — ach Gott, ich glaab — er liebt mich!“

„Wer — der Abedeger?“ freischt die, — „wieso dann?“

Jey verzählt dann die Hulda ihr ganzi Unerredung mit'm Herr Wendel, was se g'sagt hot, un was er g'sagt hot, Wort fir Wort. Do hot die Fraa Stadtgerichtschreiwern, so did wie se gewest is, aach'n Luftschbrung g'macht un hot an'g'ange zu singe:

Waart nor, — waart nor,  
— waart nor Wendele,

Gell es hot dich schun am  
Bendele!

D'rhernochder awer hot se e bedächtigi Prii' genumme un hot g'sagt: „Jesses, wann ich des gewist hätt, daß der Laddwergmacher schun verliebt is, do hätt ich mein Geld for des Gaartefescht säbare könne. Noß, verleicht könne mer d'rbei zwoe Müde mit eem Schlag todtschlage un mit dem Gebortsdag aach — dein Verloving feire!“

Do d'rmit war's gud. Nach un nooch harve sich die Gemither beruhigt, die Ald hot ihr Nadrontort ferdig gemacht un die Jung is ihre häusliche G'schäfte noochgange un hot alsefort d'rbei g'sunge: „Ob ich dich liebe, frage die Sterne“ — odder: „Du, du liegst m'r im Herze!“ Manichmol is se aach an's Fenscher geloffe un hot geguckt, was for Wedder is, un wann sich nor e kleen Wöltche hot blicke losse, hot se Angst kriecht, 's könnt Nege gene un mar mißt des Gaartefescht un — ihr Verloving verschiewe.

Awer zum gude Glick is der Fall mit eingetredde, dann am annere Dag hot die Sunn vum schönste blooe Himmel gelacht un derntwege hot die Hulda schun Morgens am Achte an'g'ange, im Gaarte Alles herzurichde, die Dirsch zu bede un die Schdühl zu schelle. So is der Morge rumgange un wie die Ald Inschbektion abg'halte hot, is Alles gud un schön gewest. Nach'm Esse awer hot se die groß Messing-Kaffeemaschin — se hot se emol bei 're Verschdegerung billig gefricht — mit de Bündcher nunnergedrage un schön hymedrisch verbeelt uf de Dirsch g'schbellt. In die Midd awer, als Glanzpunkt, is die Nadrontort kumme — e wahres Brachtexemplar vum 're Tort: die Ald hot awer aach, nor daß der Deeg recht ufgeh'n un schön ausgeve sollt, 'n ganze Bris' Weinsteen mehnder als sunscht nein-

gemischt, un des hot aach sein gude Wirkung g'hatt, dann die Tort is so groß gewest wie noch nie un so lud wie Schaum. Mit gerechtem Stolz hot se die Fraa Stadtgerichtschreiwern in zwöf gleichgroße Schdider verschnidde un wie se Zucker owe driver freunt, sächt se zu ihrer Hulda: „Hulda“, hot se g'sagt, „mir sin — ich un du mit eingerechent — sieve Dame, un zwöf Schdider sin's: drum dirse mir zwoe nig vum dere Tort esse, dann sunscht langt's nit for zum zwoemol anbiete un — des will ich d'r nor sage — daß du unser Schaudschdider selwer weafresse sollsch, do d'rfor hab ich se nit gebaete. Schdopp du dich meind'rwege mit Bündcher, — awer vum dere Tort loß du dein Finger — verschdanne!“

Kaum hot se des g'sagt, do geht aach schun des Gaartebhirche uf un der Abedeger kummt rein im schwarze Frack, mit Glassehändsching un Wadernörder; de Zillinner hot er schun vor'm Dhirche runnergenumme, dann er hot e schön Bugged for zwoe Mark drin verschdeggelt

g'hatt, weil er's nit so offe vor aller Welt hot dorch die Stadt drage wolle. Jey nimmt er's dann in die Hand un kummt sich lächelnd de Laubgang ruf. Die Hulda awer hot'n nit so ball g'sehe, so hupst se'm entgegen un die Ald humpelt himmenoch un freischt: „Ach der Herr Wendel, — des is awer schön, daß Se sich aach emol bei uns sehe losse, — des freet mi so gar zu arg!“ Un die Hulda freischt: „Ach Gott, — un des schön Bugged, — for wen is dann des? — Jesses, ich glaab gaar —“

Do macht der Abedeger 'n zierliche Kraksfuß, brätendirt'r des Buggedd un sächt: „Ich hab m'r nor erlaawe wolle, unserm lieve Gebortsdagskind e paar Blume zu bringe un — un — ich hoff —“

„Awer weiter is er nit kumme in seiner Redd; er hot gegagt un gegagt, doch ums Yewe hot er nit sage könne, was er eegentlich g'hofft hot. Die Hulda awer werd ball roth, ball blaz un sächt endlich, wie er gar nit weiter kummt: „Ach ja, — ich hoff aach —“

Awer mehnder hot aach die nit rausgedrocht. Do hot die Ald gedentt: „Jey is Zeit, daß ich die Sach in die Hand nimm, dann sunscht bleibe die all zwoe mitnanner in der Hoffnung!“ Derntwege hot se dem Abedeger zur Noochhilf emol mit der Hand Gens uf de Budel gekloppt, daß er fascht des Buggedd hot falle losse un sächt: „Als raus mit, Herr Wendel, sage Se's nor: e Mann wie Sie derf Alles hoffe beime Mädche!“

„Ich hoff, daß“ — fangt jey der Abedeger widder an, — daß — daß — daß Sie den schöne Dag noch hundertmal erlewe!“

Do hot die Ald ihr Hand, mit dere Se dem zaghafte Redner zur Noochhilf grad nochemol Gens hot wische wolle, widder sinke losse, dann — ewe is aach des Gaartebhirche widder uf gange un die annere Gäscht sin kumme. Derntwege hot se for jey nig sage könne un hot nor bei sich gedenkt: „Waart nor, alter Billedeher, dich bring ich heut schun noch zum Redde, — dir werr ich de Schnawel schun vunanner mache!“ Do d'rmit wackelt



„Ach Gott, — un des schön Buggedd — für wen is dann des?“

je ih  
schön  
freet

Di

for

Ach

Bin

tönn

Arin

rader

hot

G'fel

Jede

is n

zünd

an u

vum

Win

lich

die

weit

cher

Pa

die

die

un f

aach

Zig

—

vum

ger

selig

je a

ro

g'he

W

Sou

raa

ha

der

na

pa

lid

aus

wi

die

Zig

is

dad

gud

sch

beer

Gl

revi

„U

feie

y

wa

„m

's

un

mel

Ma

An

un

geh

Gr

je ihre Gäscht entgege un kreischt: „Ach des is awer schön, daß Sie sich aach emol bei uns sehe losse, des freet mich jo gar zu arg —“

Die Hulda awer hupst bene „drei Grazie“ entgege, for um sich gleich als „Schwan“ zu bräsendire un sächt: „Ach, lieb's Baweddche, — lieb's Gredche, — lieb's Binche, wie freet's mich, daß mer heut beisamme sein könne!“ Do d'rmit nemmt se die Budlig rechts an de Arm, des scheel Hintebeenche links un lozt se de Bawedemarsch am Abedeger vorbeimache; die Kroppig awer hot se hinnenoch laafe losse. So kummt dann die ganz G'ellschaft zum gedeckte Kaffeetisch un die Ald weist Jedem sein Platz an „in hunder Reih“; der Abedeger is naderlich newe die Hulda kumme. D'rhernoochder zünd' die Ald de Schbiridus unner der Kaffeemaschin an un bis des Wasser locht, red' mar vun Dem un Sellem, vun Webber, vun der Ernt, vun Hochwasser im letschte Winter un de dheire Zeite, forzum vun Allerlee. Endlich is der Kaffee ferdig; die Ald schent'n eif un die Hulda serwirt'n. Er is ganz gud gewest in so weit; e Jedes hot drei Tasse gedrunke un sechs Bündcher neifgedunkt. D'rhernoochder awer kummt die

Nadrontort an die Reih un for die Herre bringt die Hulda Bier un Käi' un schbellt aach e Rischthe Zigarre vor se hin — se sinu noch vun alde Stadtgerichts-schreiwere selig gewest, er hot se als „Freimaurer Zigarre“ g'heefe, weil „die Maurer“ die Sort' „im Freie“ raache dhäte. Die Herre hawe se derntwege aach nach de ersche paar Büg heemlich mit annere aus'm eegene Stwi verdauscht un die „Freimaurer-Zigarre“ in's Gebüsch g'schmisse. Wege dere Tort awer is unner bene Dame e Lebtag gewest un e Schbekdackel, un e Jedi hot g'sagt, se hätt noch nie keest jo gudi gesse un hot sich vun der Fraa Stadtgerichtsschreiwern 's Rezept ausgebit. Nach den Johannisbeerwein hawe se All delikat g'funne, un wie die Gläser widder frisch g'füllt sin, schdeht die Fraa Amtsrevisern uf, for um'n Doascht auszubringe un kreischt: „Unser liewi Freindin, deren Gebortsdag wir heit feiern, soll —“

Awer uf eemol werd se dodteblaz un fangt an zu wacke. „Ach Gott“, sächt se un fallt uf ihren Schduhl, „mir werb's — jo — ganz — schlecht —“

Alles schbringt do uf, for um'r Hilf zu leeschde, awer 's hot Alles nix gebadd: die Katakastrof is eingetredde un die Fraa Amtsrevisern hot — mit Reschbett zu vermelde —. Im gleiche Ageblick awer sieht der Doktor Moser, der sich naderlich in erscher Reih' um die Fraa Amtsrevisern bemüht hot, aach sein Fraa blaz werre un wacke, un wie er voller Schrecke hinschbringt zu'r, geht's aach bei dere los un gleichzeitig fange aach die drei Grazie an, e Terzett in's Gebüsch zu singe, daß se aus-

g'sehe hawe wie die Wasserschbeier am Wormser Dom beime Wolkebruch.

„Jesses, was is dann des?“ kreischt jek die Fraa Stadtgerichtsschreiwern, un „ach du liever Gott, was hab't'r dann?“ frogt verwunnert die Hulda, dann bene zwee is's alleest ganz gud gewest.

„Gist!“ kreischt do mit schrecklicher Stimm die Baweddche, „Gist hammer!“ un du —“ fährt se fort un schbeit g'schwind nochemol ins Gebüsch — „du bist die Gistmischern!“

„Was — Gist?“ kreische do allmitnanner un „Hilfe — Reddung — Herr Dokter, schnell — ach Gott, ach Gott!“

Awer der Zuschdirath holt sein Rodibüchel raus un sächt zu der Baweddche: „Frailein“, hot er g'sagt, Sie hawe soewe die Anklag gege die Freele Hulda Müller ausg'schbroche, — mache Se m'r g'schwind Ihr Angabe, eh daß Se schderwe —“

Do kreische die Dame allmitnanner widder naus: „Der Johannisbeerwein, — des Schandeg'siff is's, — ich hab'm gleich nit gedraut!“



„Gist!“ kreischt do mit schrecklicher Stimme die Baweddche.

dig 'm Abedeger in die Äärm funkt, kreischt se kupperroth vor Zorn: „Was wär' ich, 'n alder Drach?! Un Gist — meent des scheel — Dos — wär in dere Tort: ei, do soll jo gleich e Gewidder —“

Awer der Zuschdirath erhebt die Hand un sächt: „Still, Angeklagti, bis Sie g'frogt werre. Anklägern, was hawe Se sunscht noch anzugewe?“

„Ach Gott“, sächt do die Baweddche, dann 's is'r grad widder iwel worre, „Herr Zuschdirath, — ach, ach — die Annere sin nor die unschuldige Dpfer, — mir alleest hot der Schlag gegohte, — ach — ooooh — dann die Hulda — die Gistmischern, — hot mich aus'm Weg schaffe wolle, weil se g'sehe hot, daß der Abedeger Wendel — — ach du liever Gott, — in den die ald Heddel, die mager, verschosse is, — mir de Hof gemacht hot!“

„Was is des?“ kreischt awer jek aach der Abedeger. „Ich — ich hätt Ihne —“

Awer weiter hot er nit redde könne, dann ewe, wie er voller Entrichtung iwer die fed' Behauptung sich gege die Baweddche wend', geht's bei dere widder los,

„Neen“, sächt jek die Baweddche mit Zwerzeigung, „der Wein is's nit, awer — die Nadrontort: ich hab's wohl g'sehe, daß der ald Drach' dort un die Hulda nix d'r von gesse hawe, — Herr Zuschdirath, tunfizire Se die Tort, sag ich, — in dere werd mar des Gist sinne!“

Jek awer erholt sich aach die Fraa Stadtgerichtsschreiwern vun ihrem ersche Schrecke un während die Hulda halwer ohnmäch-

dig 'm Abedeger in die Äärm funkt, kreischt se kupperroth vor Zorn: „Was wär' ich, 'n alder Drach?! Un Gist — meent des scheel — Dos — wär in dere Tort: ei, do soll jo gleich e Gewidder —“

Awer der Zuschdirath erhebt die Hand un sächt: „Still, Angeklagti, bis Sie g'frogt werre. Anklägern, was hawe Se sunscht noch anzugewe?“

„Ach Gott“, sächt do die Baweddche, dann 's is'r grad widder iwel worre, „Herr Zuschdirath, — ach, ach — die Annere sin nor die unschuldige Dpfer, — mir alleest hot der Schlag gegohte, — ach — ooooh — dann die Hulda — die Gistmischern, — hot mich aus'm Weg schaffe wolle, weil se g'sehe hot, daß der Abedeger Wendel — — ach du liever Gott, — in den die ald Heddel, die mager, verschosse is, — mir de Hof gemacht hot!“

„Was is des?“ kreischt awer jek aach der Abedeger. „Ich — ich hätt Ihne —“

Awer weiter hot er nit redde könne, dann ewe, wie er voller Entrichtung iwer die fed' Behauptung sich gege die Baweddche wend', geht's bei dere widder los,

Derntwege hot er sich nadierlich widder richwärts hinner die Hulda funzendritt, for um sich un sein Frack außer Schühweite zu halte.

Der Zuschdikrath awer wend sich jek gege die Hulda mit der Froq: „Ängellagti, was hawe Se dodruf zu Ihne Ihrer Entschuldigang anzugewe?“

„Ach Gott, Herr Zuschdikrath“, fangt die do an zu fenne, „Se werre doch so was nit vun mir glaawe: ich bin jo so nnschuldig wie e neigebore Kind, un zudem — haw ich jo die Lort gar nit gemacht!“

„Wer denn?“

„Ei, mein Mudder!“

„Ängellagti, verwidwebe Müller, was hawe Se dodruf zu sage?“

„Ei zum Dunnerwedder“, fangt die Fraa Stadtgerichtschreiwern do an, un schlägt mit der Fauscht uf de Tisch, daß die Gläser wackle, „nix haw ich dodruf zu sage, als daß Alles, was des scheel Hintebeen iver mich un mein Hulda g'fagt hot, verloge is! In dere Lort is nix, als was neisig'hört: Milch un Mehl, Budder, Eier un Roseine, fufzeshn Gramm Radron un zwanzig Gramm Weissteen!“

Do zudt der Abedeger zamm, wie wann'm Gens uf sein bescht's Hihneraag gedredde hätt. „Jesses, — Weissteen?“ bischbert er der Hulda ins Ohr, — am End gar den, wo Sie geschbern bei mir g'holt hawe!“

„Noß nadierlich“, bischbert die zurück, „for was hätt ich'n dann funscht g'holt!“

„Jesses, Jesses“, fächt jek der Herr Wendel, „ich hab jo gemeent, er wär for Ihne Ihre Fraa Mudder ihren hartnäckige Unnerleib un hab Ihne Tartarus stibiatu, Brechweissteen, gewe —, ach Gott ach Gott, do bin jo ich an Allem schuld un werr am End ängellaggt!“

Do leichtet's in der Hulda ihrem G'sicht uf wie Opfermuth: „Sin Se schbill“, flischbert se ihrem geliebte Giftmischer zu, „ich rett Ihne, — geern gew ich mein Leuwe hin — — for Ihne! — Herr Zuschdikrath“, fächt se dann entschlosse, „wenn's erlaabt wär, so könnt ich, glaaw ich, jek Uffklärung gewe —“

„Rede Se, Ängellagti!“

„Ich — ich ganz alleen bin schuld — —“

„Also doch!“ freische do allmitnanner widder zamm, „o Scheißal der Radur!“

Aber der Zuschdikrath befehlt widder Ruh an un fächt: „Ängellagti, fahre Se fort!“

„Ich bin geschbern“, — fächt die Hulda jek, — „in der Abedeg gewest — —“

„Noß nadierlich!“ fächt do die Baweddche ganz schbeddisch. Awer der Zuschdikrath macht e böß G'sicht un fächt: „Still, Niemand derf redde, ohne g'frotg zu sein!“

„un hab“ — fahrt die Hulda fort — „Weissteen g'holt for in die Lort un außerdem aach — — Brechweissteen for — meiner Mudder — ihren — — ach Gott, 's muß halt g'fagt sein — ihren hartnäckige Unnerleib, — un do haw' ich Ängeliskind wahrscheinlich die Padetker verwechselt — —“

„O Sie edli Seel!“ bischbert'r do der Abedeger widder in's Ohr, Sie Engel vume Mädche!“ Awer der Zuschdikrath fächt: „Sie wolle also do d'rmit sage, daß die Lort mit Brechweissteen anig'macht worre is?“

„Ja!“ haucht do die Hulda.

„Awer des is jo 'n schrecklicher un schräsllicher Leichtsin, doch den Sie möglicherweis des Leuwe vun sinf Personne uf'm Gewisse hawe!“

„Mit Verlaab, Herr Zuschdikrath“, fächt jek der Dokter Worzel, „wenn des Erbreche vun Tartarus stibiatu herrihrt, so is weiters teen Gefahr d'rbei —“

„Nit?!“ freische do die sinf Bergiftete zamm, „missie m'r nit schberwe?“

„Keen“, fächt der Dokter, „for desmol nit; uf e Tass' Kamillethee werd's Allmitnanner widder ganz gut sein.“

„Ach Gott Lob und Dank!“ sage se do un falle sich in die Ärm, „mir sin gerett!“



Der Abedeger is geangelt.

Die Fraa Amtsrevisern awer schdeht uf un fächt: Fraa Stadtgerichtschreiwern, — unner dene Umschdänd werre Se begreiflich sinne, daß mir jek heemgeh'n, for um Kamillethee zu drinke, — — kumm Baweddche!“

„Ach, des is m'r awer gar zu leed!“ fächt do die Fraa Müllern. Bei sich awer hot se gedenk't: „schieb ab mit dem scheele Hintel, — ihr könnt' abkumme!“

„Uns werre Se aach entschuldige, Madam' Müller“, fächt jek die Doktern un winnt ihrem Budelorumche, „mir missie aach Kamillethee drinke!“

„Ach des is m'r jo schrecklich!“ fächt die Stadtgerichtschreiwern widder un dentt d'rbei: „als fort mit Schade!“

Jek kummt aach der Zuschdikrath un fächt: „Ängellagti — verzeihe Se, ich wollt sage: verehrteschde Fraa Stadtgerichtschreiwern, 's freet mich, daß sich die Sach so ufgeklärt hot, awer ich muß mich jek aach empfehle.“

„Ach, Herr Zuschdikrath, Sie wolle aach schun fort?“ fächt do die Ald un dentt: „Geh heem, alder Kracher, un trich meind'rwege die Krent!“

So is Gens um's Anner abg'schowe, dann der Stadtrath is aach heemgange mit seiner Kropfige. Nor der Abedeger is noch dogewest. Wie aber die Fraa Stadtgerichtschreiwern dentt: „Noß, jek werd der vernunhdlich aach kumme un sage, er mißt heem in sein Gifthütt“, un wie se sich derntwege nach'm unguet, — sichts se uf eesmol ihr Hulda in seine Ärm liege. „Poh Mohreföppel!“ dentt se do, „jek hot's doch was gebadd: der Abedeger is geangelt!“ — Laut aber hot se gefrische: „Ach Gott, was seh ich dann do?“

„E Brautpaar, liebschdi Mudder!“ fächt do die Hulda un reißt sich los vun der Abedegersbruscht, for um an de Mudderbuse zu fliege.

„Was?!“ freischt die Ald, — „is dann des die Möglichteet, — do draß hot jo mein Herz un mein Seel nit gedenk't: is 's dann wöhr, Herr Wendel?“

„Ja, verehrbeschti Fraa Stadtgerichtschreiwern“, fächt

ich der Abbeeger un kummt schichdern näher, — wenn Se nix d'ragee habe — —  
 „Neen!“ freischt do die Ald, „ganz un gar nit: Remme Se se un b'halle Se se for Zeit un Ewigteet — mit sammt mein Sege!“

So hot se g'sagt un bei sich hot se gedenkt: „Guck, mein ald's Middelche hot sich widder emol prowat bewährt: Hätt ich nit mit der Hoornobel in mein G'sangbuch g'stoche, so hätt ich aach die Wisidd nit gewe un teen Nadrontort mit Brechweinstein gebade, forz Alles des nit gedhan, was dem Abbeeger sein Maul ufgemacht hot. Ich werr m'r's awer aach merke for alle Zukunft un wann ich widder iwer was 'n Schrubbel hab un nit weech, was mache, so steck ich for ganz gewiß widder nein un sag: „Gib' m'r e Zeeche, Schidtal!“

### Noch nie dagewesen.

Saßen eines Abends wiederum drei lustige Handelsreisende beisammen im

Schwanen draußen in der Vorstadt und zechten und trieben allerhand brodlose Künste, die sie da und dort einem ehrsamem Taschenspieler abgelauscht hatten. Einer der Gesellen entwickelte dabei die besondere Geschicklichkeit eines leibhaftigen Zauber Künstlers, so daß endlich alle übrigen Gäste sich um das Kleeblatt versammelten und sich verwunderten, wie der Hexenmeister Karten und

sonstige Dinge verschwinden ließ, wie er durch die braunladierte Tischplatte hindurch die feinste Druckschrift las, ja wie er sogar ein Glas kaltes Wasser ohne Zauberstab an die kahle Wand hinheftete. Nur dem alten Schwanenwirth, einem Schlaumaier von Profession, konnte das Alles keine Bewunderung entlocken; immerfort plauderte er dazwischen, und nach jedem Kunststück rief er aus: „D, das hab ich in Schweinsfurt gesehen, ist alles schon dagewesen!“ Das verdros unsern Zauberer gewaltig und als er sich eine zeitlang besonnen hatte, sagte er: „Nun, Herr Schwanenwirth, passen Sie mal auf; jetzt werde ich etwas zeigen, was noch nie dagewesen ist. Haben Sie vielleicht ein Fünfmarsstück in der Tasche?“

Der Alte durchsuchte seinen Beutel und bemerkte: „Ein Fünfmarsstück zwar nicht, aber einen

alten Thaler!“ „Thuts auch! gebt ihn her!“ Nachdem ihn der Künstler bedächtig auf Rechtigkeit und Klang geprüft hatte, sagte er zu dem Wirth: „Nun denn, mein Verehrtester, so halten Sie gefälligst das Geldstück mit den Lippen fest, aber so, daß Sie es ja nicht mit den Zähnen berühren!“ Gesagt, gethan.

Der Zauberer zeigte unterdessen mit vieler Umständlichkeit, wie man aus einem Liter 1882er Secwein zwei Liter markgräfler Auslese fabriziert. Das war dem Schwanenwirth freilich eine alte Geschichte; aber der Spaß mit dem Geldstück schien ihm wirklich neu, und ob auch sein Kinn bereits wackelte, preßte er den Thaler gleichwohl krampfhaft zwischen die Lippen und hielt aus

mit einer Fähigkeit, die dieser interessanten Sache in der That würdig war. Endlich wandte sich der Künstler zu ihm und sprach: „Nun geben Sie die Münze her!“ Und nachdem er sie abermals genau gesehen hatte, überreicht er sie dem Wirth mit den Worten: „So, Herr Schwanenwirth, nun stecken Sie das Geld mit der rechten Hand in ihre linke Westentasche!“ Das geschah. Alles war voll gespannter Er-

wartung und der Wirth fragte: „Und jetzt?“ „Und jetzt“, versetzte der Spaßvogel, „habe ich dem verehrten Publikum etwas gezeigt, was noch nie dagewesen — nämlich wie man es macht, um dem Schwanenwirth fünf Minuten den Mund zu stopfen.“

### Verzeißlicher Irrthum.

In ein entlegenes Dorf hinein reitet eines Tages von ungefähr ein Herr auf einem Velozipede. Der kleine Peter steht vor dem Hause und sieht den Mann auf seinem zweiräd'rigen Reitkarren daherrasseln, macht schnell Kehrt und ruft zur Thüre hinein: „Mutter kumm g'schwind raus, 's isch ein Scheerenschleifer wüthig worden!“



## Des kummt vum Schbazieregehü!

(Spratzisch.)

Ame\*) SUNDAG noch'm Esse,  
— s'is e schön Dag gewese —  
Sächt zu seiner Fraa 'n Mann:  
„Alti, ich meen' als, mar kann  
heut' emol schbazieregehü. —  
Guck des Wedder is so schön,  
Un ich meen', des dhät' Lem gut,  
Wammer\*\*) alsfort schaffe dhut!“



Sächt die Fraa: „Nost meind'rwege,  
Männche, ich hab' nix d'rgege, —  
Laase, des is g'sund: ich geh'  
Geern e Stündche odder zwee!  
Awer Lens bitt' ich m'r aus,  
Eh' mir nausgehü aus'm Haus:  
Du verschbrichsch' m'r's, gell? Heut werd  
In Keem Werthehaus eingefehrt!“

„Neeen — —“ sächt do der Mann, „nadierlich, —  
Des wär' jo gar nit bläselich:  
Neeenst du dann verleicht, ich schlupp'  
Nix in so e dümpfi Stub?  
Alti, neen des dhu ich nit, —  
Nit for Alles!“ — Dod'rmit  
Gehn die Zwee dann vor die Stadt  
Uf die schön nei Brumenad.

Nost 's is anfangs ganz gut 'gange,  
Bis der Alt' hot angefangt  
Merderlich zu schwize: „Neeen“,  
Sächt er do un bleibt halt stehü,  
„Weiter geh' ich d'r keen Schritt, —  
Was dhu ich dann dod'rmit:  
Kumm' do in den Gaarte reiß,  
Do giebt's delikate Wein!“

\*) An einem.  
\*\*) Wenn man.



„Was?! — Willsch' du dein Wort dann breche?  
Haltsch' du so mit dein Verschbreche?!“  
Sächt die Fraa do. — „Neeen, mein Wort“ —  
Sächt er — „halt' ich alsfort,  
Dann 'n Gaarte, Alti, is  
Doch keen Stub', — des is gewis:  
Drum wann du nit mit willsch' gehü,  
Dann geh' ich d'r halt alleen!“



Nost was hot se mache wolle:  
Hätt' se aufe hinstehü solle,  
Bis ihr Mann, — der Zappe der —  
Widder zu 'r Kumme wär?  
Neeen se geht halt mit 'm neen,  
Dann se denkt: „'s werd besser sein,  
Ich behalt' mein Herr Gemahl  
In de Lage in dem Fall!“

Zume brähdig Kühle Blägche  
 Sühet der Mann feiß „Herzenschätzche“,  
 Un dann b'schdelst er uf der Stell  
 „Dun dem Gute“ e Budell.  
 Awer eh' se do is recht,  
 Hot er die schun leer gezecht,  
 Un kaum is e zweeti do,  
 Geh't's mit dere grad eso.



Derntweg' b'schdelst er aach e dritte:  
 Do fangt d'r die Fraa zu bitte  
 Un zu lamendire an:  
 „Jesses, Alter, denf' doch draß,  
 Was du mir verschbroche hoscht,  
 Un — was all' der Weiß do Foscht!“  
 Doch der Mann sächt: „Los' mich gehn,  
 „Ich bin wie 'n heefer Steen!“



Langsam, schluckzessive roppt er  
 Nach die dritt' Budell. — Dann kloppt er:  
 G'schwind kummt do der Kellner her,  
 Ob „noch Leni?!“ g'fällig wär.  
 „Was, — noch Leni?!“ freischt d'r do  
 Voller Zorn die Fraa; — „eso  
 Macht mar fort: ich wollt 'm dem —  
 Saufaus, — neen, jezund geht's heem!“

Jeg hot dann der alte Zappe  
 Nix dhun könne, als — berappe,  
 Dann wann d'r feiß Fraa eso  
 Nit 'm hot geredt als, do  
 Hot er schun gewist, 's is faul  
 Un des Bescht, er halt feiß Maul.  
 Er steht uf un dorkelt fort,  
 Sie folgt nooch un sächt keen Wort.

Wie se awer heem sin kumme,  
 Do hot se 'n vorgeummme:  
 Jesses, hot die Fraa do g'schännt!  
 Alles hot se 'n genennt,  
 Was nor menschemöglich war:  
 Siffer, Weinschlauch, Lump, — sogar  
 Schlechter Kerl un aach Semit;  
 Doch mein Zappe mußt sich nit!



's is 'm Alles Worscht gewese,  
 Wie un was se 'n hot g'heesse,  
 Dann im Kopp is 'm so dumm:  
 Alles dreht sich mit 'm rum —  
 Rund im Kreis rum — agurat  
 Wie e großes Mählerad.  
 Drum hot er keen Wörtche g'sagt,  
 Un hot sich in's Bett gemacht.

's dauert aach keen zwee Minute,  
 Bis er schlooft un schnarcht, der Gute,  
 Schlooft un doliegt grad wie doot.  
 Doch wie d'r um 's Morgeroth  
 Die Lenore fahrt, do wacht  
 Er schun widder uf un macht  
 Seiß zwee Tage uf: Herrgott,  
 Was er do e Koppweh' hot!



„Awer nor nij merke losse!“  
Denkt er un fahrt in sein Hosse, —  
Do bringt schun sein Graa Kaffee:  
„Männche, dhut der Kopp d'r weh?“  
Frogt se 'n voll Zinnerlicht.  
„Herr mein's Lebens, der du bist.“  
Sächt er, „s is m'r schwerwenschlecht!“  
„So? — des freet mich: dir g'schieht's recht!“

Wie verwunnert hot die Lage  
Er do zu 'r ufgeschlage:  
„Graa, ich glaab', du bildschit d'r ein,  
Daf der Weis drañ schuld mist sein! —  
Des is annerscht: ganz alleen  
Kummt des vum Schbazieregehn,  
Dann do werd mar grad wie voll.  
Geschdern war 's zum letschtemol!“ Barad.

### Zwei Briefe.

Der Hausfreund ist gerade nicht weich, und doch ist es ihm kurios ums Herz geworden und das Salzwasser ist ihm in den grauen Knasterbart gelaufen, wie er zwei Kinderbriefe gelesen, die ihm ein Freund gegeben hat. Die lieben Briefe sind ächt, und ob der Hausfreund ein Waschlappen ist, dem das Wasser unnötig in die alten Augen schießt, oder ob's dem verehrten Leser nicht grad so geht — das soll jetzt probiert werden. Hier die Briefe, von denen nur zum Ueberfluß noch zu bemerken, daß sie nach der großen Wassersnoth in den Rheinlanden geschrieben — sonst brauchen sie keinen Zusatz:

#### I. Liebes, kleines Mädchen!

Ich schenke Dir mein Kleid, welches ich sehr lieb gehabt habe; ich habe Dir auch ein Püppchen angezogen. Da ich gern wissen möchte, an wen

das Kleid gekommen ist, bitte ich Dich, mir zu schreiben, wie Du heißt, wo Du gewohnt hast, wo Du jetzt wohnest, wie es Dir gegangen ist in diesem traurigen Winter und wie viel Geschwister Du hast. Wenn Du schreibst, dann schreibe auf das Couvert:

„An Elsa M., per Adr. Herrn Dr. M., Jena, Sachsen-Weimar.“

#### II. Liebes Mädchen!

Heute bekam ich das schöne Kleid, welches Du mir geschenkt hast. O, ich habe so große Freude damit! Und in der Tasche fand ich das liebe Briefchen und das herzige Püppchen. Tausendmal Dank!

Aber jetzt will ich Dir auch erzählen, wie es mir diesen Winter ergangen ist. Denke Dir, bald nach dem Christkindtag kam vom Rhein her viel, viel Wasser in unser Dorf. Wir hatten ein ganz kleines Kind, das erst einige Tage alt war; meine liebe Mutter lag krank im Bett, mein Vater war weit fort auf der Eisenbahn, wo er Geld verdienen mußte. Als es nun ganz Nacht und finster war und viel Wasser um unser Haus herum war, da kamen zwei starke Männer mit einem Schiffein vor unser Fenster und holten uns alle, mich, die Mutter mit dem kleinen Kinde, meinen Bruder und meine zwei kleinen Schwestern aus dem Hause und brachten uns in das Schiffein und führten uns fort. O, wie habe ich mich da gefürchtet vor dem Wasser! Die Männer brachten uns zu unserer Großmutter, dort war kein Wasser. Am andern Tag bekam dann meine Mutter ein Telegramm, es sei eine Eisenbahnbrücke gebrochen, der Eisenbahnzug, wo mein lieber Vater darauf war, sei hinabgestürzt und mein Vater sei fast erdrückt worden. Einige Tage später brachte man den Vater heim zu uns, aber er war arg krank und bald nachher ist er gestorben. O weh, der liebe Papa hat uns verlassen, weil ihn der liebe Gott holen ließ zu sich in den Himmel und wir haben arg weinen müssen, als man ihn begraben hat. Jetzt haben wir keinen Vater mehr und das kleine Kind ist auch gestorben. Meine liebe Mutter lebt noch, aber wenn sie als weint, dann muß ich auch weinen und ich sage ihr oft, sie solle nicht weinen, ich wolle gewiß recht brav sein. Liebes Mädchen, danke dem lieben Gott, daß Du nicht so unglücklich gewesen bist wie wir. Aber es wird auch wieder besser gehen. Wenn Du wieder an mich schreiben willst, so schreibe auf den Brief: „An Christina S. in S., Baden.“

Zum Dank lege ich ein kleines Bildchen bei, das ich in der Schule bekommen habe und verbleibe  
Deine treue  
Christina S.

### Wenn's eben Einer zu Nichts bringt.

Gaudeamus igitur.

„Ein freies Leben führen wir!“ — so erklang es mächtig durch den reichgeschmückten Saal — es war der 50jährige Stiftungsfestmahl der Teutonen. Von fern und nah' waren „die alten Burschen“ zusammengekommen, um wieder einmal jung zu thun mit den Jungen, d. h. soweit es das „beschwerliche Alter“ erlaubte. Da saßen denn auch zwei behäbige Herren beisammen, die beide im Staatsdienste zwar nicht ergraut, aber doch erglätzt waren und die sich lange, lange Jahre nicht gesehen. Es ist eine recht wehmüthige Unterhaltung, wenn sich so alte Knaben ihrer fröhlichen Jugendzeit erinnern — die guten Herren waren daher weich geworden und ihr Stimmungsthermometer zeigte beinahe Thaumetter. Da plötzlich schreckte der eine auf — die breite Hand eines rothnäsigen, dickbackigen Gesellen, der mit seinen kleinen Neuglein fidel in die Welt hineinblitzte, hatte sich unsanft auf seine Schulter gelegt. Der Störenfried war ein Schweizer Fürsprecher, der gleichfalls von fernher zu dem Jubelfest gekommen und sich so rasch wieder in das Studentenleben hineingelebt hatte, daß er jetzt schon einen wackeren Affen angetrunken hatte, vor dem sich kein Fuchs hätte zu schämen brauchen.

„He“, redete er den einen der alten Herren an, den er so unsanft aus seinen Jugenderinnerungen herausgerissen, „He — wie goht's au Herr Hofrath?“

Der Angeredete lächelte und sprach: „Verehrtester — Sie sind im Irrthum, ich bin kein Hofrath.“

„So Ihr sinn kai Hofrath. No wie gohts bi üch Herr Hofrath?“ Damit schlug er mit seiner Praxe dem andern der Freunde auf die Schulter.

„Donnerwetter“, rief dieser und rieb sich die getroffene Stelle. „Laßt mir meine Ruhe, ich bin auch kein Hofrath!“

Ganz verwundert schaute der biedere Schwyzer die beiden an:

„He — bim Strohl — Ihr sinn kaini Hofrath? Ja wa henn Ihr dann ang'stellt, daß ihr zwei alti Chaibe no kaini Hofrath sinn?“

### Billige Zeiten.

Kaiser Rudolph II. gab im Jahre 1577 eine Polizeiordnung für die Provinz Schlesien; in dieser Ordnung sind auch die Gesindelöhne reguliert worden. Darnach erhielten als jährlichen Lohn: Ein Großknecht: Für alles und jedes 6 Thaler 2 Groschen; ein Paar Stiefel oder dafür 1 Thaler; zwei Paar Schuhe. Der Wagenknecht 4½ Thlr. pro Jahr, ein Paar Stiefel und ein Paar Schuhe. Ein Pflugknecht bekam 2 Thlr. und 2 Paar Schuhe und 1 Pferdehirte 1 Thaler 12 Groschen und 2 Paar Schuhe.

Das weibliche Gesinde wurde in nachstehender Weise salarirt: Eine Schließerin, Kindermagd oder Köchin sollte pro Jahr erhalten: 2 Thlr. 5 Ellen allerlei Leinwand, klein, mittel und grob, 2 Paar Schuhe und einen Schleier. — Der Viehmagd wurde zugebilligt: 1 Thaler 27 Ngr., 15 Ellen Leinwand, klein mittel und grob, 2



Paar Schuhe und ein Schleier.

Der Obrigkeit wurde durch diese Polizeiordnung außerdem befohlen, sie solle nach Gelegenheit des Ortes fleißig Aufsicht geben und die Verschwendung thun, daß die Wirthhe von dem Gesinde mit dem Lohne nicht übersetet werden und wo dies geschehe, mit gebührender Straffe gegen denselben verfahren.“

In solcher Weise wurden die Löhne niedergehalten. Eine Kleiderordnung setzte für jeden Stand die zulässige Kleidertracht fest — aber die Zeit — die Zeit beseitigte bald diese Schranken!



## Nicht zu hoch hinaus!



as Mittagessen war soeben bei dem reichen Dekonomen Heinrich Schütz beendet worden. Die einzige Tochter Gretchen half der Magd abräumen, während das Elternpaar auf dem ledergespalteten

Sopha sich behaglich zurecht rückte, um ein Nachmittagschlöschchen zu machen. Es war Sonntag, da dursteten sich die fleißigen Leute dies schon erlauben. — Eben wollte Herr Schütz den Kopf umlegen, als seine Frau

einen Blick auf die neben ihr liegende Zeitung warf und darauf die fettgedruckten Worte „Frankfurt Palmgarten“ las.

„He Alter, wart' doch 'mal ein Bischen mit dem Schnarchen“, sprach Frau Juliane Schütz, habe etwas Wichtiges mit Dir zu reden. Du hast schon längst versprochen, uns mit nach Frankfurt zu nehmen, um uns den Palmgarten und Thiergarten zu zeigen. Seither ging es nicht, weil entweder das Wetter ungünstig war oder die Arbeit zu sehr drängte. Jetzt aber, nachdem das Heu glücklich unter Dach und die Ernte erst in 8—10 Tagen zur Reise gelangt, ließe sich dein Projekt ausführen.“

„Das ist ein kluger Gedanke Frau“, antwortete Schütz; „was meint denn Gretchen dazu?“

„Einverstanden damit!“ erwiderte die Tochter, während ihre schönen braunen Augen dankend zum Vater hinabschauten.

„Nun, mir ist's recht, morgen früh fahren wir ab. Treffet einstuweilen eure Vorbereitungen, die doch mehr Zeit in Anspruch nehmen als die meinigen“. So sprach Vater Schütz und duselte dann sachte ein.

Am folgenden Morgen die Sonne war noch nicht hinter den Bergen heraufgestiegen, als schon die Gesellschaft reisefertig war; das Halbchaischen fuhr vor und von zwei schönen Braunen gezogen, rollte es munter der Eisenbahnstation zu, welche etwa eine Stunde entfernt war. Herr Schütz hatte sich heute auf Anordnung seiner Frau besonders herausgeputzt; er trug funkelneue Glacéhandschuhe, auf welche die Manschetten weit herabfielen. Man merkte ihm aber an, daß ihm diese Zugabe zum gewohnten Anzuge recht unbequem war. Frau Juliane Schütz dagegen ipreizte sich in dem hellgrauen Seidenkleid, das ihre ohnehin starke, etwas kleine Figur

noch draller erscheinen ließ. Anders war das Töchterchen gekleidet; wohl sah man auch ihm an, daß es vom Lande kam, allein der Eindruck der ganzen Erscheinung war ein vortheilhafter. Zu den großen dunklen Augen standen die bräunlichen, zart gerötheten Wangen vortrefflich. Das Hütchen deckte nur wenig die prächtigen Haarslechten und diese stimmten wieder gut zu dem feinen schlanken Hals. Die ganze Figur war nur etwas über mittelgroß, doch biegsam und elastisch; der Anzug schien der Frau Mama zu einfach und nicht bunt genug, weshalb sie auch Gretchen tabelte. Allein dieses lächelte zufrieden und zeigte dabei zwei Reihen der schönsten Zähne, die das anziehende Gesicht noch reizender erscheinen ließen.

Gegen Mittag traf die Reisegesellschaft in Frankfurt ein; man stieg im „Landsberg“ ab, aß zu Mittag und lenkte vor allem seine Schritte nach dem Thiergarten. — Es war heute ein herrlicher Tag. Die Schaulust wurde befriedigt in der reichhaltigen Sammlung seltener Thiere; gemüthlich war es in den schattigen Anlagen, in dem Gewoge fröhlicher Menschen; unter den munteren Klängen der Militärmusik verfloßen die Stunden wie Minuten, und erst als der Garten geschlossen wurde, begaben sich die Reisenden in ihr Hotel zurück.

Schon während dieses Nachmittags hatten sich zwei fein gekleidete Herren für die Familie Schütz interessiert; zwar suchten dieselben die Bekanntschaft unserer Landleute nicht, allein sie folgten ihnen in einer gewissen Entfernung und erfuhren so, daß Herr Schütz im Hotel „Landsberg“ wohne.

Am folgenden Tage ging es nach dem Palmengarten; es währte aber nicht lange, so war der jüngere der gestrigen Herren auch hier erschienen und finden wir ihn mit Schütz in ein Gespräch verwickelt. Diesem war es angenehm, jemanden gefunden zu haben, mit dem er sich unterhalten konnte; denn Mutter und Tochter sprachen meist von Dingen, die ihn nicht interessierten. Der junge Herr, eine stattliche Erscheinung von 30 bis 32 Jahren, schien fein gebildet zu sein. Er kannte fast alle Pflanzen und Sehenswürdigkeiten des Gartens und wußte seine Kenntnisse in angenehmer, bescheidener Weise an den Tag zu legen. Was den Vater Schütz aber besonders freute, das waren die Kenntnisse des jungen Mannes in der Landwirtschaft, Pferde- und Viehzucht; in diesen Fächern war Schütz natürlich satteltest und eine Unterhaltung darin bereitete ihm das größte Vergnügen. Als die Gesellschaft alles in Augenschein genommen, beschloß sie, auf der Terrasse des Palmenhauses zu frühstücken. Kaum hatte man Platz genommen, so erschien ein Livreebedienter vor dem jungen Manne, zog ehrerbietig die Mütze und berichtete:

„Der Herr Baron wollen gnädigst entschuldigen, aber Hochdero Herr Onkel, Graf Wolfenstein, waren heute Vormittag schon zweimal im Kaiserhof und hofften den Herrn Baron zu finden. Der Herr Graf beabsichtigen, schon heute nach der Schweiz und Italien weiter zu reisen, hätten aber Aufträge vom Herrn Vater, dem gnädigen Herrn von Blesersdorf, erhalten, welche der Herr Graf selber auszurichten beabsichtigen.“

„Wo ist mein Onkel abgestiegen? ist dies sein Auftrag?“ fragte der junge Baron.

„Ja! im Hotel Schwan, gnädiger Herr“, erwiderte der Diener mit großer Ehrerbietung. „Euer Gnaden werden den Herrn Grafen aber jetzt nicht treffen, weil Hochderjelbe in die Stadt gefahren sind.“

„Gut Johann!“ befahl der Baron, „nimme eine Droschke, fahre nach dem Schwan und hinterlasse, daß mich der Onkel hier im Palmengarten am sichersten treffen würde.“

Der Diener machte auch gegen die Familie Schütz die

respektvollsten Bücklinge und empfahl sich eilig. Frau Juliane Schütz hatte mit großem Interesse dem Zwiesgespräche zugehört und fühlte sich ungeheuer geschmeichelt, daß sich ein Baron in ihrer Gesellschaft befand und nun gar noch ein Graf hinzukommen werde. Sie hielt es daher für zweckdienlich, sich und die ihrigen in aller Form als Gutsbesitzer Schütz vorzustellen. Auch der Ehegemahl Schütz fand sich geehrt, nur Gretchen nicht. Das Mädchen fühlte einen heimlichen Widerwillen gegen den Baron, der sie bis jetzt absichtlich zu vernachlässigen schien.

Das Frühstück war beendet; Baron Wlenkersdorf zahlte und ließ sich auf ein Goldstück nichts herausgeben, wies vielmehr den Kellner mit einer vornehmen Handbewegung zurück. Nichts an dem jungen Mann entging den scharfen Blicken der Frau Schütz. Man erhob sich und wollte eben noch einen Rundgang durch den herrlichen Garten machen, als ein stattlicher, großer Herr, eine vornehme Erscheinung, auf der Terrasse erschien und auf den Baron zuschritt.

„Siehe da, mein lieber Nefse Willibald, wie schön, daß ich Dich treffe“, rief der Herr. „Doch willst Du mich nicht den Herrschaften zuerst vorstellen?“

„Herr Gutsbesitzer Schütz nebst Frau Gemahlin u. Fräulein Tochter, — mein Onkel, Graf Wolfenstein“, fiel ihm Baron Wlenkersdorf ins Wort.

Der Graf reichte allen mit großer Liebenswürdigkeit die Hand mit den Worten, er sei sehr erfreut, einen süddeutschen Gutsbesitzer kennen zu lernen und sein Nefse jedenfalls nicht minder. Dieser werde demnächst die Verwaltung seiner Güter übernehmen, weshalb ihn der Papa noch eine zeitlang auf Reisen schickte. „Bei Ihnen ist viel zu lernen; es würde mich freuen, wenn Sie Willibald ein wenig mit Rathschlägen zur Hand gehen wollten, wie er es anzufangen, und wohin er sich zu wenden habe, um seine Zeit gut zu verwerthen.“

In dieser Weise leitete der Graf die Unterhaltung ein; sie wurde bald allgemeiner und unbefangener, selbst Gretchen trat dem Grafen gegenüber aus ihrer Zurückhaltung heraus. Die Gesellschaft schritt noch einmal durch den Garten, wobei es der Graf so einzurichten wußte, daß er neben seinem Nefsen zu gehen kam.

„Mein lieber Junge“, sagte er, indem er eine elegante Brieftasche aus dem Rocke zog, „dein Vater hat mir eine größere Summe für Dich eingehändigt. Hier ist das Paket in Banknoten, nimm es in Empfang.“

„Das ist kaum möglich, Onkel“, entgegnete der Baron, „ich bin noch so vollständig auf längere Zeit versehen, daß ich absolut nichts mit dem Gelde anzufangen weiß. Auch besitze ich ja Creditbriefe, wozu soll ich mich mit größeren Summen belästigen?“

„Du Muster von einem Jungen“, lachte der Graf; „andere Väter können den Söhnen nie genug Geld senden, und Du weisest zurück, was der Vater dem ein-

zigen Sohne zukommen läßt. Aber so nimm doch wenigstens etwas, oder soll ich das Geld bei einem hiesigen Bankier niederlegen?“

„So gib eine Kleinigkeit her“, sprach Willibald, zog aus dem Pakete mehrere Hundertmarkscheine heraus und reichte es dann wieder zurück. „Aber könntest nicht etwa Du Gebrauch von der Restsumme machen, Onkel?“

„Danke mein Junge; übrigens stecke die Scheine etwas vorsichtiger in die Tasche, hier giebt's Taschendiebe!“

Obgleich diese Unterhaltung nur mit halbblauer Stimme zwischen den beiden Herren geführt wurde, so hatte Frau Juliane doch jedes Wort verstanden; auch Herr Schütz vernahm das Meiste und staunte im Stillen über die Gleichgiltigkeit, mit der die beiden vornehmen Herren über so beträchtliche Summen sprachen, als wären dies bloße Rechenpennige. — Der Graf verabschiedete sich jetzt von der Gesellschaft, indem er noch zu erledigende dringende Geschäfte vorschickte.

Frau Schütz war entzückt von der Liebenswürdigkeit des Grafen und sprach dies in einigen Worten gegen den Baron aus, welcher es gerne bestätigte, indem er beifügte, seine verstorbene Mutter, des Grafen Schwester, sei gleich liebenswürdig gewesen. Jetzt, nach der Mutter

Tod, sei es öde im Hause, denn er mit dem Vater stünden allein und bewirthschafteten ihre Güter. Diese seien zwar nicht bedeutend; zwei derselben enthielten nur je

fünfhundert, das dritte etwa tausend

Morgen, aber zu arbeiten gebe es immer.

Nun wolle er noch eine Reihe süddeutscher und italienischer

Großgrundbetriebe kennen lernen, dann

seine Güter selbst übernehmen, denn der

Vater sei nicht mehr fest in der Gesundheit.

Dies alles erzählte Herr von Wlenkers-

dorf in der größten Ungezwungenheit. Frau Schütz

machte nun auch über ihre Verhältnisse Mittheilung, wobei sie aber ein wenig prahlte. Diese Unterhaltung

trug viel zu gegenseitiger Annäherung bei, nur eines ärgerte die Frau Gutsbesitzerin, daß der Baron ihr

Töchterchen so ganz und gar unbeachtet ließ. Indessen empfahl er sich um angeblich seinen Onkel im Schwan

aufzusuchen.

„Warum auch hast Du den Herrn von Wlenkersdorf nicht eingeladen, uns zu besuchen?“ fragte Frau Schütz ihren Gemahl. — „Ist Dein Gut nicht so bewirthschaftet, daß Du es einem wißbegierigen jungen Mann zeigen könntest?“

„Nun ja, das schon“, antwortete Schütz, „allein es fragt sich, ob es so vornehmen Leuten bei uns gefallen würde. Ich suche meine Leute und Fremde lieber unter denen, die mir gleich stehen.“

„Du hast von jeher wenig Sinn für Besseres gehabt“, erwiderte Juliane gereizt. „Aber wer nicht nach Höherem strebt, der bring't's nicht weit im Leben.“

„Ich bin mit dem, was ich bin und habe, ganz zufrieden und will nicht zu hoch hinaus. Solches taugt



Der Herr Baron wollen gnädigt entschuldigen.

nichts, liebe Frau. Wer hoch steigt, fällt tief und — Hochmuth kommt vor dem Fall!"

"Was sind das für Reden, Mann! Kennst Du es Hochmuth, wenn man Jemanden einlädt, seine Wirthschaft zu besichtigen?"

"Nein, aber es könnte scheinen, wir verfolgten einen Zweck dabei, und das mag ich nicht."

"Welche Zwecke sollen wir verfolgen? Der Baron interessiert sich nur für Acker, Wiesen, Pferde und Rindvieh, um die Menschen kümmert er sich nicht. Welche Zwecke bleiben da noch übrig?"

Schüh ließ diesen Einwurf unerwiedert; er kannte seine Frau und hatte keine Lust, den unfruchtbaren Streit fortzusetzen. — Dieser Zwischenfall hatte aber eine allseitige Mißstimmung zur Folge, das Gespräch stockte, und schon dachte Schüh an die Heimreise. Noch ein Gang durch die Stadt sollte unternommen werden, dann wollte er seiner Frau den gefaßten Entschluß mittheilen. Da — wie von ungefähr — lief ihnen der Baron wieder in die Hände. Er theilte mit, der Onkel wäre nun weggerückt und ließe den Herrn Gutsbesitzer nebst Familie nochmals arühen.

Dies gab Schüh Veranlassung, den Baron zum Besuche seines Gutes einzuladen, wofür ihm Frau Juliane einen sehr gnädigen Blick spendete. Herr von Bletersdorf nahm die Einladung nur zögernd an; er sprach von Störungen, welche er verursachen könnte und ähnlichen Dingen. Allein diese Einwürfe hob Frau Schüh mit siegreichen Einwänden und es wurde festgesetzt, daß der Baron etwa in 14 Tagen auf dem Schühenshofe eintreffen sollte.

Schüh verweilte nun noch einen Tag mit seiner Familie in der alten Kaiserstadt, dann zog er nach Hause. Unterwegs machte die Mutter der Tochter Vorwürfe über ihr störrisches Betragen dem Baron gegenüber. Was müsse ein solcher Herr von ihr denken, wie landvomeranzig habe sie sich benommen. Grethchen wich der Mutter aus. Ihr junges Herz war vergeben, weshalb sie sich dem gewandten und hübschen Manne gegenüber so zurückhaltend zeigte, ganz abgesehen von einem unerklärlichen Etwas in ihm, das sie abstieß. — Zu Hause angekommen, ließ die Frau Gutsbesitzerin die besten Zimmer für den vornehmen Besuch herrichten. Bei ihren verschiedenen Freundinnen brüstete sie sich nicht wenig mit den vornehmen Bekanntschaften, die sie gemacht und dem Töchterchen verbot sie geradezu den weiteren Umgang mit den Kindern des nächstwohnenden Bauern Kraft. Dieser hatte einen Sohn und zwei Töchter; letztere standen in Grethchens Alter. Der Sohn zählte fünf bis sechs Jahre mehr. Er war der Spielgefährte Grethchens schon von früher Kindheit an gewesen; unbewußt hatten sich die kindlichen Herzen genähert, und

Jüngling und Jungfrau liebten sich, obgleich es zu einer Erklärung zwischen den jungen Leuten noch nicht gekommen war. Frau Schüh hatte diese Zuneigung längst wahrgenommen; sie wandte aber nichts dagegen ein; denn Philipp war ein wohlgefiteter, fleißiger junger Mann und wohl gelitten in der ganzen Gegend. Besaß er auch nur halb so viel Vermögen als ihre Tochter, so hatte dies nichts zu sagen. Jetzt aber, nachdem der Besuch des Barons in Aussicht stand, nachdem sie mit einem Grafen geredet hatte wie mit ihres Gleichen, war ein unbesiegbarer Hochmuthsteufel in sie gefahren. Ihre Tochter eine Baronin! Dieser Gedanke machte sie schwindeln und ließ ihr weder im Wachen, noch im Schlafen mehr Ruhe, obgleich das Benehmen des Barons ihr in keiner Weise Anlaß zu solchen Schläffen gegeben.

Vierzehn Tage waren vergangen, ohne daß der Baron erschienen war. "Da hast Du's mit Deinen hohen Bekanntschaften", sprach Schüh, "sie machen sich nichts aus Dir". —

Juliane schwieg, ärgerte sich aber über solchen Spott. Schon ging die dritte Woche zu Ende, da rasselte eines Abends Ertrappost vor den Schühenshof, der Postillon ließ das Horn ertönen u. aus dem Wagen stieg — Baron Bletersdorf. — Mit ausgesuchten Worten entschuldigte der Herr sein Ausbleiben; der Ankauf eines kleinen Gutes habe ihn am rechtzeitigen Erscheinen gehindert. Zuletzt habe sich die Sache zerichlagen und nun sei er hier.

Am folgenden Morgen war der junge Herr einer der Ersten, welche in den Ställen erschienen. Er sprach

ernst und freundlich mit dem Gesinde, ließ sich unterrichten, wie man Dies und Jenes in Süddeutschland mache und theilte mit, wie man in Norddeutschland verfähre. Noch keine Woche war vergangen, als der ganze Schühenshof Feuer und Flamme für den Baron war, selbst Grethchen fing an, sich für den Gast zu interessieren, der sich aber ihr gegenüber sehr zurückhielt.

Das junge Frauentheil ist nun aber bekanntlich unberechenbar; wenn es findet, übersehen zu werden, regt sich das Verlangen, sich zur Geltung zu bringen. So war es auch hier. Grethchen ärgerte sich, daß der Baron mit allen im Hause so freundlich und herzlich that, während er sie völlig vernachlässigte; deshalb fing sie an, auch ihn nebenächlich zu behandeln. Herr von Bletersdorf indessen war ein Menschenkenner; aus diesem Schmollen erkannte er, daß er dem hübschen Landmädchen nicht gleichgültig sei, verdoppelte deshalb seine Liebeshöflichkeit. Er zeigte seine Kenntniße und Geschicklichkeiten von der glänzendsten Seite. Frau Schüh verlor völlig den Kopf, als der Baron eines Abends sich ans Klavier setzte und mehrere Lieder sang. So etwas war der Frau Gutsbesitzerin noch nicht vorge-



komme  
reichte  
sie n  
weni  
schilt  
digte  
Gede  
wied  
D  
preis  
War  
selbst  
inter  
Jug  
A  
er ih  
lich  
D  
terst  
dem  
Gast  
mehr  
gehe  
hatte  
balde  
gefes  
steig  
wur  
A  
lian  
holt  
nim  
nich  
G  
lian  
Her  
Mit  
daß  
die  
men  
telte  
er l  
Bes  
von  
Kre  
sein  
Nach  
ihne  
bäte  
anfe  
antr  
aus  
fort  
A  
Kne  
krä  
die  
für  
Der  
jant  
lier  
Fra  
ein  
glän  
zen  
We  
Sch

kommen, und als der Baron nach einigen Tagen abreiste, erschien ihr Haus wie verwais't. Wochenlang sprach sie nur von dem Baron, schalt auf Grethchen, daß sie so wenig Gesicht besäße, einen feinen Mann zu fesseln, schilderte ihn als Muster aller Schönheit, Liebenswürdigkeit und Geschicklichkeit und tröstete sich nur mit dem Gedanken, daß der Herr zur Weinlese auf ein paar Tage wiederläme.

Durch diese fortwährenden Verhimmelungen und Lobpreisungen der Mutter vollzog sich nach und nach eine Wandlung im Herzen der Tochter, ohne daß sie es selbst wußte; sie begann, sich mehr für den Baron zu interessieren und wurde immer gleichgiltiger gegen ihren Jugendfreund Philipp.

„Möchtest Du nie zu bereuen haben, Grethchen“, schrieb er ihr tiefbetrübt, „was Du beabsichtigst und recht glücklich werden!“

Die Weinlese kam und mit ihr der Baron von Blenkensdorf; es war ein reicher Herbst gewesen und auf dem Schützenhose ging es hoch her. Man empfing den Gast wie einen alten Bekannten und dieser legte immer mehr das zugeknöpfte Wesen gegen Grethchen ab. Umgekehrt hatte das schöne Mädchen auch bald jede Befangenheit beiseite gesetzt, was von der Mutter mit steigendem Entzücken beobachtet wurde.

„Nicht zu hoch hinaus, Juliane!“ warnte Schüh wiederholt seine Frau; „die Sache nimmt kein gutes Ende, so kann's nicht weiter gehen!“

„Schäme Dich, Du alter Griesgram“, entgegnete Juliane, „das Mädchen kann eine Herzogin vorstellen und eine Mitgift kauft Du ihr geben, daß sie standesgemäß leben kann; die jungen Leute passen zusammen.“ — Der alte Schüh schüttelte bedenklich den Kopf, denn er konnte sich einer geheimen Besorgnis nie erwehren.

Der Sonntag kam; Baron von Blenkensdorf ging mit zur Kirche, was in den Augen der Schüh'schen Eheleute seinen Werth in noch günstigeres Licht treten ließ. Nach der Kirche erschien er vor denselben, erklärte ihnen, er liebe ihre Tochter, sie liebe ihn wieder und er bäte hierdurch feierlich um ihre Hand. — Schüh war anfangs ganz verwirrt und wußte nichts Rechtes zu antworten; dagegen brach seine Frau in Freudenthränen aus, umarmte den zukünftigen Schwiegersohn und eilte fort, die glückliche Braut zu holen.

Auf dem Schützenhose herrschte großer Jubel; die Knechte gaben Freudenthürschüsse ab, die Mägde stochten Kränze und schmückten das Haus, Frau Schüh öffnete die Vorrathsräume in Küche und Keller und richtete für den Abend ein leckeres Verlobungsmahl zurecht. Der Bräutigam schrieb an Vater und Onkel; Ersterer sandte bald seine Zustimmung telegraphisch und gratulierte dem Sohn, daß er sich eine so tüchtige und schöne Frau gewählt habe. Graf Wolfenstein erschien nach einigen Tagen selbst und übergab dem Bräutigam einen glänzenden Schmuck für seine Braut und wünschte dringend, daß die Vermählung recht bald, längstens bis zum Weihnachtsfeste, stattfinden möge. Dieses gab aber Frau Schüh nicht zu, denn in so kurzer Zeit ließe sich keine

standesgemäße Ausstattung herrichten. „Das ist ja alles nicht nöthig“, antwortete Blenkensdorf; „wir sind vollständig eingerichtet, Grethchen soll kommen wie sie ist, der Vater sehnt sich, die Tochter zu sehen. Er ist jetzt wieder stark von der Gicht gequält und kann unmöglich reisen, sonst wäre er selbst schon hier. Darum soll Onkel Wolfenstein überall seine Stelle vertreten. Mit Mühe gelang es, die Vermählung auf Mitte Februar hinauszuschieben. Das junge Paar wollte die Flitterwochen in Italien verleben; von da wollten die Leutchen nach Frankreich reisen und auch einen kleinen Abstecher nach England machen, um zuletzt mit dem deutschen Frühling auf den Gütern des Barons ihren Einzug zu halten. Herr Schüh nahm Anlaß, mit dem Schwiegerjohn über Grethchens Vermögensverhältnisse zu sprechen, allein Blenkensdorf wich lachend aus. „Ich will kein Geld und Gut, mein Sinn steht mir eben nicht darnach“, sprach er zu dem Schwiegervater. „Wollen Sie aber unbedingt solche Geschäfte erlebigen, so machen Sie es mit Onkel Wolfenstein aus; was Sie miteinander vereinbaren, ist mir im Voraus recht.“ — Auch diese

Äußerung gefiel Schüh und seiner Frau und sie beschloßen, sich nun erst recht in ihrem ganzen Reichthume zu zeigen. Fünfundsiebzigtausend Gulden sollte Grethchen in Wertpapieren, Geld und Wechseln am Hochzeitstage empfangen, das übrige Vermögen fiel ihr nach dem Tode der Eltern als einzigem Kinde zu und betrug noch zwei- bis dreimalhunderttausend Gulden. Der Graf sprach sich sehr befriedigt aus und theilte dem Neffen die Einzelheiten später mit.

Das Weihnachtsfest wurde im Schützenhose besonders glänzend gefeiert. Der Bräutigam war wieder erschienen, brachte Briefe und Geschenke des Vaters und von sich selber mit. Alle wurden von ihm beschenkt bis herab zum Stalljungen. Frau Schüh wußte sich fast nicht mehr zu

fassen vor Hochmuth, sie ging nur noch auf den Beinen einher und dankte den gewöhnlichen Menschen nicht mehr, wenn sie grüßten.

Endlich kam der Hochzeitstag heran und mit ihm erschienen der Bräutigam und Graf Wolfenstein. Jeder hatte zwei prächtig gekleidete Livreebediente im Gefolge und reiche Geschenke wurden den neuen Koffern für die Braut entnommen. Der alte Baron schrieb einen zärtlichen Brief an seine Schwiegertochter und beflagte in rührenden Worten, daß es ihm wegen Hinfälligkeit nicht möglich sei, zu erscheinen, er hoffe aber, die Tochter bald zu Hause umarmen zu können.

Eine solche Hochzeit, wie sie im Schützenhose gefeiert wurde, sah die dortige Gegend noch nie. Das Feinste und Beste bot Küche und Keller, der Wein floß in Strömen. Abends reiste das junge Paar nach Italien ab. Graf Wolfenstein verweilte noch einige Tage im Schützenhose, nahm die für den Neffen bestimmte Summe in Empfang und reiste dann auch weg. Bald kamen Briefe von dem jungen Ehepaar. Grethchen schwamm in einem Meere von Glück. Frau Schüh zeigte die Briefe ihren nächsten Freundinnen und sprach nicht mehr von ihrer Tochter, sondern nur noch von der Baronin.



Frau Schüh umarmte den zukünftigen Schwiegersohn.

Ein Monat war verstrichen — das junge Paar hatte Italien durchreist und ging nun nach Paris — hier hatte der Baron Geschäfte zu besorgen. Nachdem man in dieser Weltstadt etwa 14 Tage verbracht hatte, schlug Grethchen vor, nach Hause zu reisen. Die junge Frau sehnte sich nach einer stillen Häuslichkeit, das Herumfahren in der Welt fing an, ihr lästig zu werden. Der Herr Gemahl meinte jedoch, London dürfe man nicht unberührt lassen und so fuhr das junge Paar über den Canal. Aus London schrieb die junge Frau wieder einen sehr fröhlichen Brief nach Hause. — Dann aber trat eine Pause ein. Es vergingen acht Tage, ohne daß eine weitere Nachricht einlief, auch eine zweite und dritte Woche verstrich, ohne daß man im Schützenhose weitere Nachrichten von der Tochter erhielt. Da wurde man unruhig. Nun entschloß sich der Vater, an das Hotel zu telegraphieren, wo das junge Paar abgestiegen war.

Sechs Stunden später brachte der Bote die latonische Antwort: „Seit acht Tagen abgereist“. Die armen Eltern gerieten in Angst, bis spät in die Nacht hinein saßen sie beisammen und beriethen, ob sie nicht selbst nach England reisen und nach den Verschollenen forschen sollten. Da, gegen 3 Uhr, raselte ein Wagen vor das Haus, man klopfte. — Alles wurde lebendig, die Mutter riß die Thüre auf und wer trat vor sie hin? — Grethchen, ihr einziges Kind — aber in welchem Zustande! Das hübsche Gesicht war todtenbleich und verrieth Schmerz und Kummer; die Kleider hingen ihr schlotternd um den Körper, jede Miene, jede Bewegung verrieth fürchterliche Seelen- und Körperleiden. Man brachte die Unglückliche zu Bette und nachdem sie sich etwas erholt hatte, erzählte sie den Eltern ihre Erlebnisse in London. Kaum waren sie einige Tage dort, so traf ein Telegramm des Grafen Wolfenstein ein, welches die wenigen Worte enthielt: „Lasse die englischen Maschinen, nur die amerikanischen genügen vollständig, aber beeile ihren Ankauf, sonst Gefahr im Verzug!“ Am Abend desselben Tages ging der Baron, Geschäfte vorschüßend, allein aus; als er zurückkam, war er sehr nachdenklich und zerstreut. Er entschuldigte dies mit dem unangenehmen Maschinenkauf und bat die Frau, sich deshalb nicht zu beunruhigen. Am folgenden frühen Morgen ging er wieder weg, versprach aber, bald wieder zu kommen — kam aber nicht mehr. Die unglückliche junge Frau wandte sich an den Hotelbesitzer, man nahm Polizei zu Hülfe, um dem Vermißten auf die Spur zu kommen; aber das Ergebniß der polizeilichen Thätigkeit war: Ein Herr der angegebenen Personalbeschreibung habe sich vor einem Tage nach Brasilien eingeschifft. Ja, Tags darauf erschien die Polizei und verhaftete die junge Frau, weil sie verdächtig sei, mit einem raffinierten Schwindler gemeinsame Sache gemacht zu haben. Es wurde ein Verhör mit Grethchen angestellt und aus diesem erst erfuhr sie, daß sie das Opfer einer frechen Verbrecher- und Gaunerbande geworden war. Es existirte kein Baron Blentersdorf, kein Graf Wolfenstein; die Papiere und

Briefe, welche diese schändlichen Menschen vorgezeigt hatten, waren gefälscht. Die Schmuckfächer und Edelsteine waren unächt, selbst die zwei Bedienten, welche bei Grethchens Hochzeit erschienen waren, gehörten der Gaunerbande an und wußten ihre Rollen trefflich zu spielen. Es ist unmöglich, die Qualen zu schildern, die der jungen Frau bereitet wurden. Endlich gab man sie frei; aus den Briefen ihrer Eltern und sonstigen Umständen erkannte die englische Polizei, daß die arme junge Frau nicht schuldig, sondern selbst das Opfer der nichtswürdigen Schurkenbande geworden, welche sich nun in einem fernen Welttheile in den Raub der fünfundsiebzigtausend Gulden theilte.

Der Morgen dämmerte bereits, als die Bejammernswerthe ihren Bericht vollendet hatte. Wiederholt bat die Mutter, zu schlafen und zu ruhen, es sei ja noch lange Zeit, das alles zu erzählen. „Nun bist du wieder bei uns, liebes Kind“, sprach sie, „wir werden Dich lieben und alles gut zu machen suchen“. —



Rückkunft Grethchens.

„Nein, nein“, rief die junge Frau in steigender Aufregung, „ich muß alles sagen, mein Herz muß sich erleichtern u. wenn die ganze Last herunter ist, dann erst wird mir besser werden“. Ihre Stimme klang immer matter, bis sie schließlich einschlieff. Bald aber wurde sie unruhig, ein Fieber stellte sich ein, sie sprach wieder, aber unzusammenhängend und irre. „Das Telegramm, das Telegramm!“ rief sie, „dort in der Tasche des Kleides steckt es. Gebt mir's her. Die englischen Maschinen taugen nichts, ja ja! Ich weiß schon, nach Amerika, dort erreicht einen die Gerechtigkeit nicht! Schützt mich, liebe Eltern, helft mir, Eure Tochter liegt im Gefängniß bei bösen Menschen! — Philipp, lieber Philipp, was habe ich gethan!“ — So ging es stundenlang fort. Die Mutter suchte in der Tasche des Kindes nach und fand wirklich das Telegramm noch vor. Man rief den Arzt, welcher nach kurzer Prüfung erklärte, es sei ein Nervenfieber im Anzuge und eine große Erschöpfung, große Gefahr vorhanden. Unverzüglich ließ Schütz zwei weitere geschickte Aerzte aus der Hauptstadt kommen, leider aber vermochte die Kunst der drei Männer das Unheil nicht abzuwenden — langsam aber sicher schritt der Tod heran — am neunten Tage hauchte die junge Frau den Geist aus.

In der ganzen Gegend entstand eine unbeschreibliche Aufregung, als die Todesnachricht bekannt wurde; zahllose Verwünschungen und Flüche richteten sich über den Ocean gegen die nichtswürdige Freylerbande, die übrigens auch bald von der Hand der Gerechtigkeit erreicht wurde. Der größte Unwille aber äußerte sich gegen die verblendeten Eltern und besonders gegen die Mutter, welche von blindem Hochmuth besessen, ihr einziges Kind in namenloses Unglück und den frühen Tod geführt. Drum „niemals zu hoch hinaus!“

A.: Die Vorzüge des neuen Gerichtsverfahrens sind nicht zu bestreiten.

B.: Die Kosten auch nicht.

## Wie mer's wieder los wird.

(Eine zeitgemäße Geschichte.)

„Beim Muckele“ in der Kagenasse war eine Kneipe, wie sie in unserer fortgeschrittenen Zeit selten mehr zu finden ist. Freilich war die Stube so niedrig, daß einer gerade kein Kiese zu sein brauchte, wenn er mit der Faust an die getäfelte Decke klopfen wollte, kostbare Tapeten und Möbel, Spiegel u. dgl. hätte man vergebens dort gesucht — die Wände waren einstmal weiß getüncht, jetzt abgerußt und grau, Tische und Stühle altersbraun, plump und schwer und die qualmigen Dellampen machten vergebliche Anstrengungen, den dicken Tabaksdampf zu durchleuchten, nein eine feine

Kneipe war beim „Muckele“ nicht, aber eine gute. Der alte Muckele kaufte seine Weine selbst ein und setzte eine Ehre darein, sie rein zu halten, und wenn seine gewöhnlichen Weine schon gut waren, so hatte er auch Fässer, auf denen die schwarze Kage saß, deren sich ein Hofstetter nicht hätte zu schämen brauchen. So kam es, daß Muckele's Weinstube nie leer wurde, und da auch die Frau Muckele

immer „e weng e Möckele, e Bizzle was Gut's“ für seine Zungen zur Verfügung hatte, fanden sich besonders des Abends Leute dort ein, die es verschmähten, die Ueberbleibsel vom Mittagessen, welche die sparsame Hausfrau sorgsam aufgewärmt, als Nachtmahl zu verzehren. Von Thee konnte bei den Gästen Muckeles überhaupt keine Rede sein.

In der Nähe des großen Kachelofens nun stand ein runder Tisch, der durch eine eigene Hängelampe beleuchtet war und den ein Fidiusbecher und eine Tischglocke zierte — es war der Stammtisch. Sobald die Uhr auf der Paulskirche die siebente Stunde geschlagen, kamen sie an, die würdigen Männer, welche nach dem Herzen des wackeren Muckele waren. Es war rührend zu sehen, mit welcher zarten Sorgfalt er ihnen Hüte und Stöcke abnahm, mit welcher Hochachtung und

Sachkenntniß er die Stühle zurecht rückte. Ja es gehörte Sachkenntniß dazu; denn jeder der Edeln hatte seinen bestimmten Stuhl und wehe der unglücklichen Kellnerin, die in Abwesenheit Muckeles aus weiblicher Zerstretheit einen falschen Stuhl anbot; ein strafender Blick und ein barsches Zurückstoßen war jedenfalls ihr Theil, wenn ihr nicht gar eine „einfältige Gans“ oder ein ähnliches Rosewort in's Gesicht geschleudert wurde. Die Herren am Stammtisch waren aber auch berechtigt; besondere Aufmerksamkeiten zu verlangen; denn es war keiner unter ihnen, der nicht ein Vermögen von fünf Ziffern repräsentiert hätte und — wem sollte überhaupt noch Achtung gebühren, wenn es solche Leute nicht gäbe!



Herr Rath Hölzle führte am Stammtisch das große Wort.

frühe Borahnung künftiger Straßenzüge gehabt und demgemäß Bauplätze gekauft; allein das war wohl Verleumdung und wenn auch, der Rath hatte jetzt das Geld, und Geld klingt immer hell, wenn es auch etwas schmutzig ist. Also der Herr Rath Hölzle war, wie man zu sagen pflegt, ein Mann bei der Spritze und seine Meinung galt etwas in der Stadt. So war es auch natürlich, daß er am Stammtisch das große Wort führte und bei allen Gelegenheiten den Ausschlag gab. Aber wie sich Alles in der Welt ändert, so änderte sich auch die herrschende Stellung des wackeren Hölzle an Muckeles Stammtisch. Es kam anders!

Die Stadt war allmählig gewachsen, die schöne Gegend zog Fremde an, Neuerungen wurden eingeführt, über welche die alte erbgeessene Bürgerschaft bedenklich den Kopf schüttelte. Was

Unter den regelmäßigen Besuchern nun und Stammtischgästen befand sich der Herr Rath Hölzle, ein beliebter und hochgeachteter Mann, der sich als Pastetenbäcker ein hübsches Vermögen erworben und dasselbe durch glückliche Häuserpekulationen noch bedeutend vermehrt hatte. Böswillige, und deren giebt es ja überall, behaupteten zwar, Herr Hölzle habe als Stadtrath immer eine merkwürdig

sollte aus dem Bäckergerwebe werden, wenn Wiener Feinbäckereien errichtet wurden, was aus den Wurstmeßgern, wenn sich Delikatessenhandlungen aufthaten und was aus den Lichterziehern, wenn man die infame Gasbeleuchtung in jedem Käseladen einführte? — Daß am Stammtisch beim Muckele viel, arg viel über das hereinbrechende Unwesen verhandelt wurde, ist wohl selbstverständlich und Herr Rath Hölzle war nicht der letzte in der Verurtheilung der Neuzeit.

Ja, Ja — die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen. Auch der Stammtisch änderte sich, er bekam neue Gäste. Mit der Vergrößerung der Stadt genügten die alten Wechselstuben, welche zugleich mit einem Ellenwaaren- oder Colonialwaarengeschäft verbunden waren, in keiner Weise mehr — es etablierten sich neue Bankhäuser. Der Chef eines solchen war ein Herr Hecht, der die Sache gleich großartig betrieb, ein prächtiges Geschäftslokal in einem neuen Hause miethete, dasselbe auf das Eleganteste ausstattete und besonders gleich einen riesigen eisernen Kassenschrant aufstellte. Dieser Herr Hecht war nun durch den Besitzer des Hauses, in dem er wohnte, und der auch am Stammtische im Muckele saß, dort eingeführt worden, freilich nicht ohne stillen und lauten Protest der alten Gäste und merkwürdig, trotz diesem Protest führte der redegewandte Hecht, der hier in den Karpfenteich gerathen war, nach wenig Wochen das große Wort am Stammtisch. Rath Hölzle ärgerte sich im Anfang nicht wenig über den Eindringling — er hätte den Kerl vergiften mögen — aber was war zu machen und „allmählig zwar, doch wunderbar“ schwor auch der alte Pastetenbäcker auf den Hecht wie auf das Evangelium.

„Nun sehen Sie, meine Herren, das ist ja Alles wunderschön, was Sie da sagen“, bemerkte eines Abends Herr Hecht den lauschenden Gästen des runden Tisches. „Das ist wunderschön und die Herren haben ja ihre Zeit benützt und sind vermögliche Leute geworden. Ich will dagegen nicht sagen — nee beileibe nicht — das war ja Alles ganz recht für Ihre Zeit. Aber jetzt — jetzt meine Herren jetzt Alles mit Dampf. Wer wird 20, 30 Jahre sich abhunzen wollen, um reich zu werden. Da kann man's ja gar nicht mehr genießen. Nee heutzutage in höchstens 4—6 Jahren hat ein jeschaidter Kerl sein Schäfchen im Trocknen und wenn eener gar Fongs besitzt, wie Sie meine Herrn — na nu, da is die Jeschichte nur schnuppe. So is es!“

Hecht hatte schon öfter so gesprochen, und wenn man ihm im Anfange ungläubig zugehört, allmählig hatte die Saat Wurzel geschlagen und

heute faste sich der Herr Rath Hölzle ein Herz! „Nu sage Se au, Herr Hecht, i mein, i ver-schtoh au was vu de G'schäfte un i ha mi Gerschtle r'untriebe, was der Brief vermag — aber mit bene 4 bis 6 Jähre, sell isch doch — mit Verlaub zu sage — en Schwindel!“

„Schwindel“, brauste Hecht auf, „Schwindel, Herr Rath — das jreist mir an der Ehre an. — So etwas laß ich mir nicht bieten, ich war bei die Jardebrazoner. Verstehen Sie mir!“

„No, no, so böß war des nit g'meint“, erwiderte verlegen lächelnd der Rath, „des müßet Sie nit verüble — ich mein dermit numme, i begrif's ebe nit.“

„Ja, so laß ich mir's jefallen. Kommen Sie einmal zu mir auf's Comptoir und ich werde Ihnen sonnenklar auseinandersetzen, wie man bei dem geringsten Risiko sein Kapital zur höchsten Fruktifizierung bringt. Hand darauf — ich erwarte Sie!“

Seit diesem Abend spintiierte der alte Hölzle Tag und Nacht über die „höchste Fruktifizierung des Kapitals bei dem geringsten Risiko“. Endlich faste er einen Entschluß: Was thut's — i geh' emol zu dem Kerle, herna kann i immer no mache, wien i will.

Und er ging zum Herrn Hecht.

Dieser empfing ihn mit größter Freundlichkeit, geleitete ihn durch das mit emsig schreibenden Commis besetzte Comptoir und führte ihn in das Allerheiligste, wo der große Kassenschrant stand. Hier war Alles auf das Reichste eingerichtet, prachtvoll geschnitzte Möbel, Spiegel bis zum Boden, schwere Vorhänge und Teppiche schmückten das Gemach. Herr Hecht lud den staunenden Rath ein, auf dem schwellenden Divan Platz zu nehmen und bot ihm eine Cigarre an:

„Nechte Regalia real — direkt bezogen!“

Der Rath nahm an und als die Riesen-Cigarren brannten, begann Herr Hecht seine Vorlesung über die „höchste Fruktifizierung des Kapitals bei geringstem Risiko“. Der alte Pastetenbäcker war ganz Ohr.

„Sehen Sie, verehrtester Herr Rath“, so schloß der Vortrag — die Sache ist ganz einfach und kinderleicht. Es ist ja egentlich nur ein Spiel, eine Wette. Aber für die Jeschaidten, die durch und durch sind, wie Sie Herr Rath, is es wie jemacht. Sie spielen uf Differenzen — Risiko ist keens, denn die Papiere selbst werden ja nicht jehandelt. Für en Mann wie Sie is es ja kinderleicht, alle Chancen voraus zu sehen, Sie lesen ja alle Zeitungen und dann — dann haben Sie mir. Ich werde Ihnen zur Seite stehen, bis Sie 'mal ordentlich 'rin sin!“

Die Unterrichtsmethode Hecht's mußte eine vorzügliche sein; denn nicht allein daß der alte Pastetenbäcker die „Fructifizierung“ selbst höchst eifrig betrieb, er suchte auch andere dafür zu gewinnen. Abends beim Muckele sprach er nur von medio, ultimo, arbitrage, fixen, Creditaktien, Türken, Aegyptern und dergleichen, daß den Genossen des Stammtisches die Haare zu Berge standen. Allerdings Nachahmer fand er bei den philisterhaften „Alldahiesigen“ keine; aber es imponierte doch gewaltig, wenn dem Herrn Rath eine telegraphische Depesche nach der andern zum Muckele gebracht wurde.

Nun das ging so geraume Zeit seinen Gang fort, bis sich allerhand Gerüchte in der Stadt verbreiteten. Zunächst hieß es, mit der Firma Hecht sei es nicht ganz sauber, ihre Gesundheit lasse zu wünschen übrig — sie habe das Wechsel-

sieber; dann wurde gemunkelt, der alte Hölzle habe an verschiedenen Orten sichere Papiere und Musikalobligationen verkauft, zuletzt verbreitete sich die Nachricht, der Herr Rath habe auf sein Haus eine starke Hypothek eintragen lassen. Am Stammtisch beim Muckele erschien Hölzle selten, und wenn er kam, war er müdig und ließ den Kopf hängen. Das große Wort führte er schon längst nicht mehr und von medio und ultimo und dergleichen schwieg er ganz still. Endlich, endlich platzte die Bombe — eines schönen Morgens war der Herr Hecht futsch, heideprüsch über alle Berge und im riesengroßen eisernen Kassenschrank fand man nur Cigarrenstumpen und unbezahlte Rechnungen. Wenige Wochen darauf las man im Anzeigebblatt:

#### Bekanntmachung.

Gegen den Johann Hölzle, Privatmann dahier, ist Gant erkannt und werden die Gläubiger zc. zc.

Das war das Ende von der höchsten Fructifizierung des Kapitals ohne Risiko.

Jetzt erscheint hie und da morgens, wenn noch keine Gäste im Muckele sind, ein abgeährnter bleicher Mann mit eisgrauen spärlichen Haaren, dem die abgeschabenen Lumpen schlotterig um die Knochen hängen. Die blutunterlaufenen Augen, die bläuliche Nase und der Fuselgeruch, den er

schrittweit um sich verbreitet, kennzeichnen den unverbesserlichen Schnapslumpen. Der Muckele erlaubt dem Fröstelnden sich an dem großen Kachelofen zu wärmen, giebt ihm hie und da einen Schluck Zwetschgenbranntwein, den jener gierig hinabgießt, schenkt ihm auch manchmal ein paar Pfennige, obgleich er weiß, daß sie in die nächste Schnapskneipe getragen werden — der Muckele thut es doch; denn er hat Mitleid mit dem alten Sünder; er kennt ihn ja aus besseren Tagen vom Stammtisch her — es ist der ruinirte Rath Hölzle, der sein schönes Vermögen verdiffereuzelt hat.

#### Eine Hofjagd zu Petersburg.

Ein Fremder hört zu seiner Verwunderung in einem einfachen Wälderwirthshause oft die verschiedensten Sprachen sprechen, Englisch und Franzö-

zösisch, Russisch und Polakisch, Italienisch und Spanisch und weiß Gott noch was, so daß er oft an die Sprachverwirrung beim babylonischen Thurmbau erinnert wird. Das kommt aber daher, daß der fleißige und kluge Schwarzwälder wie seine Uhr in der ganzen Welt herumkommt,



Auf 24 Stunden nach Sibirien.

nur mit dem Unterschied, daß er nicht wie diese, wenn einmal aus den heimischen Bergen entfernt, nie mehr zurückkehrt — nein, den treuen Wälder zieht es unwiderstehlich in seine Heimath, wo er das sauer Erworbene in den oft noch recht sonnigen Herbsttagen seines Lebens verzehrt.

Nun ein solcher „Ausländer“ war der Russenfrizle, der, wie sein Name schon zeigt, die Jahre seiner thätigen Manneskraft als Uhrmacher in Rußland und zwar in St. Petersburg zugebracht hatte. „Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen“ sagt das alte Lied und der Russenfrizle konnte erzählen — erzählen, daß sich die Balken bogen. Aber wenn der alte Frizle auch „meineidige G'schichte“ vorbrachte, Alles hörte ihm gern zu, denn er besaß einen kerngesunden Humor.

Eines Tages saß er nun im Köfli, dessen Besitzer ein Vetter von ihm war; draußen that es recht wüst und Regen und Gizzibohnen wechselten nur so ab. Da war es denn im Stäble



des Köfli recht behaglich und da man draußen nichts Vernünftiges schaffen konnte und die Nacht früh hereinbrach, saß ausnahmsweise am Werktag noch ein gutes Duzend Manne im Stübli, darunter unser Ruffefrizle.

Die Unterhaltung stockte etwas und man hörte, wie man zu sagen pflegt, einen Engel durch die Stube fliegen; da rief plötzlich der Krüttoni, ein wohlhabender Holzhändler:

„Nu, Ruffefrizle, hüt isch so e moskowitisch Wetter, verzähl üs naimis so eini vu deine russische Malefizg'schichte“.

„He“, sagte der Aufgeforderte, „s'isch kein Schick mit üch — Ihr glaubets doch nit!“

„Wie's Evangelii, Fritze, jetz numme emol rus mit!“

„Nu minthalbe. S'isch jetz ebbe e Zohrer drißig — i bi sellemol no e rechter Fürtüfel g'ni — do henn se z'Petersburg emol e grofi kaiserliche Jagd abg'halte. No ihr kennt üch denke, das isch was Anders als z'Karlsruh oder z'Schtuggerd. Do isch monatlang durch ganze Kosacke- un Badschfiregimenter mit Ardollerie s'wild Viechzüg z'hemmetribe worde uf e paar tusend Wörcht weit. Wenigstens Stücker zweitufend König, Herzög, Großfürchte und derlei Lüt het der Jahr i'glade un die Minischter und Schtaatsrät henn treibe müsse. Do sind üch Thierli in de Trib g'ho, wie mer numme hot sehe welle. Wölf und Bäre, Vielfresser un Eisfuchs, Hermeliner, Böbel un viele vu ganz do hinte her vum Eispol, die die Naturförschter gar nit kennt hent. Herrgott war des e Lebe! Wenigstens fufzig Regimentsmusike henn g'schpielt und mit hundert Bierezwanzigpfünder isch g'schoffe worde. So isch es gange bis zum Obed, Alles isch voll dodte Thieri g'lege un in de Schossee-gräbe het mer de Löwe un Wölf mit der Hand streichle chönne. Do uf eimols, s'isch schu gege de Obed gange und der Jahr het grad zum Nachtesse heimg'wollt, chunnt der e eisältig Häsli doher zu galoppiere. Wie's die Schiße g'sehe het, hets e Männli gemacht, im Schwick e Hoche g'schlage un wantrie em Tüfel zue g'wollt. Aber di Minischter un Staatsrät henn hellisch uspaßt, denn sie henn g'wist, wann se e Thierli durchloo, do sin en 100 Knutestreich sicher. Also mi Häsli het wohl oder übel wider umchere misse, sin Dodt entgege. Do het der Jahr Mitleid mit em g'het, lupft uf eismols si diamanteni Belzkappe mit dem zwei Elle hohe Reicherbusch druf un schreit: „Freiheit!“ Dod'rmit het er g'meint, mer soll des Häsli laufe lo. Bieli Lüt — un leider war i au drunter — henn des aber falsch verschtande un henn halt au bruelte: „Freiheit, Freiheit!“

Do het Dir aber der Jahr die Augebraune nufgezoge, daß mer schier g'meint het, er het de Schnauzer ober der Nas, und het sein Leibkosack g'winkt un eh mer's recht gemerckt han, het uns der umzingelt und do hets glei g'heisse: Marsch vum Fleck eweg nocher Sibirie! Die Hofjagd soll mir denke!“

„Jo, he bigott Ruffefrizle, sinn Ihr au nocher auf Sibirie cho?“

„Alleweg — aber weil i em Jahr si Kukukuhr im Schlofzimmer ufzoge hab, numme uf 24 Stund!“

„Herrgott'sas“, sagte der Krüttoni. „Herrgott'sas Ruffefrizle, do hört bigott Alles uf!“

„I ha's jo gleich g'feit — s'isch kei Schick mit üch Chaibe, Ihr glaubets nit, un wanns die golde Wahrheit isch. —“

### De Urbele un die Chue.

S'Schmieds Urble ische en Cherle gsi  
Vor der Schtall un's Zus —  
Do git's kein zwitte als wien er,  
Do isch scho Alles us.  
Fues het er wie'ne Trampelthier  
Un Prage wie'ne Bär  
Un au en Tacke wie'ne Schtier,  
So tappet er doher.  
Nimm eis isch's nit in Ordng gsi —  
Em Urbele si Chopf,  
Er trümmlet allweg umenand,  
Es isch en arme Tropf.  
Do hört eimol si Muetterli,  
Wie'ner im Schtall krawallt:  
„Verfuechte Chue, du Lumpevieh!“  
Im ganze Zus het's g'schallt,  
„Wa hett jetz an der Urbele?“  
Denkts Muetterli un lost,  
Daf er so brüelt un so wüschet thuet,  
Wa het en so verboßt?  
Sie rennt zum Schtall — un ich verschtunnt  
Wa macht der dumme Bue?  
Er het de Geißelschrecke g'no,  
Un demglet uf de Chue.  
„He, Urbele — he, bisch verruckt“,  
Het do de Muetter g'frot,  
„Tsch des verlaubt, Du Lecker Bue,  
Uf mer es Viech so plogt?“  
Do het der Urble mit der Pfo  
In si Barrucke g'langt,  
Un hüelt un chragt si hinterm Ohr  
„Jo — ös het angefangt!“

### Kinder-Logik.

Großvater (der eine sehr rothe Nase hat zum Enkel): „Siehst du Karlchen, wenn Du hübsch Brod zum Fleische essest, dann bekommst Du auch schöne rothe Backen.“

Karlchen: Lieber Großpapa, nicht wahr, Du hast recht viel Brod geschmupft?

### Der Einsturz der Lörracher Wiesenbrücke.

Wenn des Jahres letzte Stunde schlägt, ist das Herz des fühlenden Menschen ergriffen; er denkt an die Vergänglichkeit alles Irdischen, er ahnt, „halbe, ja halbe ruhest auch du!“ und sein Blick richtet sich himmelwärts. Um wie viel stärker wirkt aber der schmerzliche Gedanke an die irdische Vergänglichkeit, wenn ein gewaltiges Unglück plötzlich hereingebrochen und tiefe Trauer ihren schwarzen Leichenflor über die Gemüther breitet. So war es wohl am Sylvesterabend 1882 auf dem Kirchhofe zu Lörrach, als sie Nachmittags 3 Uhr die Opfer, die des Hochwassers entfesselte

Stand dir Bosget in den Auge, sage sie alli.  
 Eb mer umlueget chresmisch näumen über d' Faschine.  
 Oder rupfsch se us und bansch der b'sunderi Fuehweg.  
 Bohlsch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaspis und Feldspat.  
 . . . . . Mengmol haselirsch und 's muß dir Alles  
 us'm Weg geh;  
 Gebbe rennsch e Hüsli nieder, wenn's der im Weg stoht.  
 Wo de goscht und wo de stohsch isch Balge und  
 Balge.“

Ja, haselirt und gebalgt hat die Wiese am 27. Dezember, das weiß Gott! Sie riß das Wehr bei Thunringen weg, bedrohte die dortige Brücke, sowie die von Stetten und Weil und überfluthete die Ufer bis zur Lörracher Wiesenbrücke, von welcher sie im Laufe des Tages den Eisbrecher vor dem linken Strompfeiler wegriß.



Gewalt dahin gerast, zu Grabe trugen.

Am Abend des ersten Christtages brauste der lauwarne Föhn herüber aus den Thälern der Schweizeralpen und schmolz die gewaltigen Schneemassen, mit welchen die Höhen des Schwarzwaldes bedeckt waren. Der Sturm dauerte zwei Tage — da rieselte und rauschte es hervor aus allen den Dobeln und Schluchten, die Bächlein wuchsen an und so auch „des Feldbergs liebliche Tochter“, die Wiese. Nein — lieblich war sie diesmal nicht, sie verdiente vielmehr in vollem Maße den Vorwurf unseres Hebel:

. . . . „De hesch au b'sunderi Jests,  
 s' Blages alli Lüt und sage, es sey der nit z'traue.  
 Und wie schön de seigsch, wie liebli dine Gibebrde,

Dieser Pfeiler wurde dadurch schutzlos, vom Wasser unterspült und fiel in der Nacht vom 27. auf den 28. dem wüthenden Wogendrang zum Opfer. Zur Rettung der so aufs Aeußerste bedrohten Brücke wurde die Lörracher Feuerwehr aufgeboden. Die Gefahr war aufs Höchste gestiegen. Das wilde Bergwasser zerstörte zwei Brücken zu Zell, zwei in Hausen, eine in Gündenhäusen, zwei in Maulburg, das eiserne Wehr in Azenbach, sowie das in Schopfheim, entwurzelte die am Ufer stehenden Bäume und brachte nun in seinem Wogenschwall alle die Trümmer herab, die wie Sturmböcke gegen die noch stehende Wiesenbrücke wirkten.

Wie es nun bei solchen Anlässen zu gehen

pflegt, hatte sich außer den berufenen Helfern eine Menge Neugieriger eingefunden und sich theilweise leider auf die schwer gefährdete Brücke gewagt. Der rechte Strompfeiler war, wie zu vermuthen, gleich dem linken von dem Wasser unterspült, und es bedurfte nur eines kräftigen Stoßes von Treibholz oder anderem Gestrümm, um ihn aus seinem Fundamente zu heben. Das geschah denn auch am 28., Morgens 9 Uhr. Der Oberbau der Brücke brach plötzlich zusammen — und mit ihm stürzten gegen 20 darauf stehende Menschen in die schäumenden Fluthen. 13 davon, darunter 9 Kinder, fanden ihr Grab in dem wilden Gewelle. Die Uebrigen wurden gerettet. Auch in Hagen ereilte der Wassertod 2 Männer, die mit Holzländen beschäftigt waren.

Das war ein trauriger Schluß des sorgenvollen Jahres 1882, das ohnehin unserm lieben Baden in mancherlei Weise so verhängnißvoll geworden war.

Für die Armen aber, welche dort so unerwartet und rasch den Tod gefunden, mag Hebel's frommer und tröstender Spruch gelten:

„Schloß wohl, schloß wohl im  
hüele Bett!  
De liegich zwor hert uf Sand  
und Ghies,  
Doch spürts die müede Rucke  
nit.  
Schloß sanft und wohl!“

Und's Deckbett lit der, die und schwer,  
In d'Höchi g'schüttlet, uf'm Herz,  
Doch schloß'ich im Friede, 's druckt di nit.  
Schloß sanft und wohl!“

### So ein Vieh hat Menschenverstand.

Alte Jäger können einem bekanntlich einen blauen Dunst vormachen, daß die Welt aussieht wie eine Indigokufe, und alte Soldaten verstehen's bekanntlich auch nicht schlecht. Wenn aber ein alter Jäger in seiner Jugend Soldat gewesen — Alle Wetter, da wird's den Leuten vor den Augen blau und grün zugleich. Da war so ein alter Knasterbart von Obersten, der trotz seines Podagras und Chiragras immer noch als ein eifriger Jäger galt, der verstand solches aus dem ff. Sitzt der alte Schwede einmal abends in seiner Stammkneipe vor einem Schöppllein Ebringer; da kommt die Rede auf die Klugheit der Hunde.

„Ja“, meinte der Oberst, „so ein Vieh hat Menschenverstand und mein Feldmann war sicherlich gescheiter als manches lateinische Kameel“. Dabei richtete der malitiose Schnurbelpeter seine knizigen Spitzbubenaugen auf seinen Freund, den Schulrath, der aber dergleichen schon gewohnt war und sich nichts daraus machte. Im Gegentheil, er half der Geschichte, die da kommen sollte, noch auf die Strümpfe und sagte:

„Nur gleich raus mit der Fuchtel, Oberst, raus — denn eine wahre Geschichte solls doch geben, he?“

„Wahr — hol mich der Deubel. Wenn sie nicht wahr ist, will ich mein Lebtag kein Brunnenwasser mehr trinken und das ist mein höchstes Labfal: morgens beim Aufstehen

Wasser, mittags zum Essen Wasser und abends ein Glas Wein mit Wasser“; dabei leerte er sein Herrgöttle Ebringer auf einen Zug. „Ja, wahr ist die Geschichte wie ein Bulletin und das ist vielleicht das Beste d'ran. Also Ohren auf und nicht dreingeschwätzt — Ihr versteht's doch nicht, versteh ich's kaum!“

Run, eines schönen Tages kommt der Graf Datterich auf Progenhof zu mir — Ihr kennt ihn ja, den steifen Ahnenjoppel, und bittet mich kurzer Hand, ich möchte ihm meinen Feldmann leihen, da

er zu einer Jagd eingeladen und sein Hühnerhund draußen auf dem Gute geblieben sei. Alle Hagel — meinen Feldmann verleihen, da hört doch Alles auf! Flinten, Hunde, Pferde und noch Einiges leiht man nicht her, sagt das Sprichwort. Aber was machen? Der Graf lud mich jedesmal zu seinen Jagden, wo er mir allerdings immer ein von anklebte, wenn er mich vorstellte, schickte mir ab und zu ein Duzend Flaschen zur Herzstärkung — also was machen? Abschlagen kommt ich die Bitte — hol mich der Deubel — nicht.

„Graf“, sprach ich, „Graf, ich will Ihnen den Feldmann geben, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, es ist ein ganz verwünschtes Vieh und hat schon manchen Esel aufs Eis gesetzt, womit ich keineswegs Sie meine — es ist nur zur Warnung!“

Es half Alles nichts, der Stedelberger ließ nicht nach und ich mußte ihm morgens bei Tagesan-



bruch den Feldmann schiden. — Nach Tische sitze ich bei meinem Mokka, rauche die Verdauungscigarre und studire das neue Pensionsgesetz, welches den 66ern und 70ern das Maul hübsch sauber hält und nur Zukunftsmusik für künftige Sieger ist. — Da krast es dreimal an der Thüre. Was der Deubel, der Feldmann, denk ich und richtig, wie ich öffne, steht der Kerl da in seinem braunen Rocke.

„Feldmann — verdammter Schwerenöther, wo kommst du her? Wo hast du das Gräslein gelassen?“

Da zog der Feldmann die Achseln in die Höhe und spuckte verächtlich aus. Alle Deubel, dachte ich, da hat's ein Malheur gegeben. Aber was für eines? Das konnte mir der Feldmann freilich nicht erzählen, bis zum Sprechen hatte er es noch nicht gebracht. Aber wenn er 4 oder 5 Jahre älter geworden wäre — wer weiß? Papa und Mama konnte er schon recht vernehmlich aussprechen.

Nun abends schickt der Graf seinen Diener und läßt anfragen, ob der Hund bei mir sei. Als ich dies bejahte, richtete der Johann einen Gruß von seinem Herrn aus, derselbe werde mich den nächsten Tag besuchen und Bericht erstatten. Ich war sehr begierig. —

Morgens darauf kam mein Graf Datterich und erzählt in voller Entrüstung, was der Feldmann angestellt:

„Denken Sie sich, bester Oberst, das infame Vieh marschirt mit mir so ruhig und gelassen hinaus, als könnte es keine 3 zählen und hätte seit Jahr und Tag mein Brod gegessen. Nun bin ich in letzter Zeit etwas unachtsam auf der Jagd — man hat so allerhand im Kopf, die Wirtschaftsverhältnisse, den Spirituszoll, die Zuckersteuer und die agrarische Frage überhaupt — kurzum ich habe nicht aufgemerkt, als ihr Feldmann einen Hasen stand und lief darauf los, bis der Hase flüchtig ward. Da riß ich rasch die Flinte an den Backen und — bau! Ich weiß nicht, wie es kommt, ich bin, trotzdem ich jeden Morgen meinen Rummel, und vor Tisch meinen Absynth nehme, nicht mehr so ganz fest im Anschlag. Ich hatte gefehlt. Da sah mich der Feldmann mit ganz kuriosen Augen von der Seite an, stellte das eine Ohr, ließ das andere hängen und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Das kam mir nun schon nicht ganz geheuer vor. Aber es sollte noch besser kommen. Wir zogen weiter, und plötzlich stieg eine Ritze Rebhühner auf. Paus — Paus, ein Doppelschuß. Der Feldmann sucht und sucht und findet leider nichts; ich hatte es wieder verpaßt. Da kehrt der Feldmann von der Suche zurück, kommt an mich heran, stupft mich mit der

Nase und schüttelt ganz wehmüthig den Kopf. Mir wird ganz ängstlich vor dem Hunde, ich schäme mich und denke: jetzt paß ich aber auf. Richtig, nach kurzer Zeit steht der Feldmann fern einen Hasen im Lager; ich ziele fest, ich mein, ich kann nicht fehlen und — verdammtes Pech — der Hase läuft davon!“

„Nun“, unterbrach ich den Grafen in höchster Spannung, „nun, und der Feldmann?“

„Ja, der Feldmann“, sagte ganz kleinmüthig das Gräslein, „der Feldmann sah dem Hasen lange, lange nach — dann kam er wieder zu mir her, nahe, ganz nahe, hob sachte das linke Bein und . . . nun und dann ließ er mich stehen und lief nach Hause! Haben Sie schon so was gehört, lieber Oberst?“

„Ne, gehört noch nicht, aber vom Feldmann wundere ich mich das gar nicht. In mir — es war gestern eben feuchtes Jagdwetter. Hoffentlich haben Sie die Strümpfe gewechselt, Graf — es ist nur wegen des Podagra's!“ —

### Die Nibelungen in der Töchtertschule.

„Chriemhilden's Rache, meine Damen, wälzte sich fort, wie eine Lawine, die nicht nur den Mörder, sondern Freund und Feind, ein ganzes Heldengeschlecht, ja sie, die Rächende selbst in Tod und Verderben riß. Der Gedanke an Rache verließ sie nimmermehr und nur, um solche Bälde üben zu können, heirathete sie endlich den Hunnenkönig Etzel. Anfangs wollte sie ja nimmer wieder minnen einen Mann; auch graute ihr davor, eines Heiden Weib zu werden. Aber da dachte die Getreue endlich: Ich ärmste aller Frauen! Für meinen lieben Mann kann ich vielleicht noch Rache schauen. So ward Rachedurst ihr Brautführer.“

Also sprach, an den Katheder gelehnt, in der obern Klasse der Höheren Töchtertschule zu Feinlingen, der Herr Professor Süßmilch zu seinen Kulturbadküssen — er war gehobener Stimmung; er wußte ja, alle, alle, die Blonden und Schwarzen, die Braunen und Rothhen hingen an seinen Lippen und zogen durstig seine Worte ein. Er hatte geendet und wandte sich an Fräulein Bürzel, die Tochter des Stadtraths und Schulvorstandes: „Nun, Fräulein Emma, wären Sie so freundlich, mir zu sagen, wodurch Chriemhilde bewogen ward, als Christin, trotz ihrer Abneigung, den Heidenkönig Etzel zu heirathen?“ Fräulein Emma senkte nachdenklich einen Augenblick das Köpfchen; dann antwortete sie aber frohen Muthes in heimischen Dialekte: „Sie werd kån Annern kriegt hawwe!“

Die Weiber sind an allem Unheil schuld  
oder  
Geförte Hochzeitsfreunden.



wollte folgen, wurde aber von seinem Herrn zurückgejagt.

„Geh' nur Alter, ich hol' Dich ein!“ erwiderte das vollbackige, kugelrunde Weibchen.

Vor dem Dorfe sah sich Kettich um; die Frau Bürgermeisterin folgte in eiligstem Gange, der Minko voran. — „So warte doch, Alter!“ rief sie ihrem Gemahl nach. — „Auch noch warten!“ gab dieser zur Antwort. — „In Dreiviertelstunden geht in Hofheim der Zehn Uhrzug ab, es darf keine Minute versäumt werden, wollen wir denselben erreichen; darum vorwärts Kathrine, sag ich!“

So steuerten beide Eheleute in größter Eile dahin — er voran, sie hintennach. — Denn heute Mittag sollte die Hochzeit des Bäschens in Frankenhäusen stattfinden, und diese wollte man in allen ihren Theilen genießen. — Denn derartige Familienfeste waren das Ideal des Herrn Kettich, dessen Verdauungskraft und Sitzfleisch nichts zu wünschen übrig ließen; — der folgende Zug aber ging erst Nachmittags 4 Uhr ab.

Man war unterdessen am Saume des zwischen der Bahnstation u. Bermersheim liegenden Waldes angelangt. Minko, der Pinscher, welcher seither die Kornäcker abgesehen hatte, vollführte im nahen Dickicht ein mörderisches Gebell. — Was mochte er aufgestöbert haben? — Der Bürgermeister über-

schrift den Straßengraben, und wenige Meter entfernt entdeckte er den von Minko gestellten Gemeindegewirt, welcher, vom Hirten schlecht bewacht, in die Saatschule dieses Schlags eingedrungen war und böse gewirthschaftet hatte. — Kettich suchte das Unthier zu vertreiben, zuerst durch Werfen mit Steinen; als dies nichts fruchtete, schleuderte er demselben seinen Rohrstock an den Küssel, daß es knallte. — Dies war dem Eber denn doch zu stark — er ließ ab von Minko und wandte sich nach dem Herrn Bürgermeister. Dieser wich jedoch geschickt aus, sonst hätte der Keiler ihm mit dem Hauer das Bein zerschmettert; gestreift war er, denn es hingen Stiefelrohr und Hose in Fetzen herab. Katharine hatte in höchster Aufregung die Gefahr mit beobachtet, in der ihr Gemahl geschwebt; sie kam dem Flüchtigen eiligst entgegen, suchte ihn zu trösten und zu beruhigen und steckte die Fetzen der Hose mit ihrer Busennadel zusammen. — „Ach was“, gab der erregte Bürgermeister zur Antwort, „kein anderer Mensch als Du ist schuld an dem Unglück heute, — ihr Frauen — ihr Frauen seid an allem Unheil schuld! — Warum hast Du den Hund mitgenommen? — Der hat die Bestie aufgestöbert.“

Katharine hatte keine Lust, am heutigen Tage sich in Streit einzulassen und schwieg, während Kettich mit den Worten: „Der Tag fängt gut an, das wäre das erste Ungemach heute, nun aber vorwärts, sonst reichs nicht mehr!“ seine Gattin zu rascherem Gehen anspornte.

Der schrille Pfiff der Lokomotive beim Einfahren in den Bahnhof ließ Kettich erkennen, daß es nun höchste Zeit sei. Die Billete waren gelöst; er hatte im Wagon bereits Platz genommen, als der Kondukteur die dahereilende, überhitzte Frau Bürgermeisterin noch in den schon im Abfahren befindlichen Zug schob. — Ein Satz — und der getreue Minko saß seiner Herrin zu Füßen. An das Thier hatte Kettich nicht gedacht, hatte deshalb auch kein Hundebillet gelöst. Der Kondukteur nahm den eingeschmuggelten Passagier wahr, machte dem Zugmeister hievon Meldung, und — es half alles nichts — drei Mark Strafe mußten erlegt werden. Darauf wäre es schließlich Kettich nicht angekommen, aber der Aerger! „Wenn's heute so fort geht, wird's recht; aber ihr Frauen seid an allem Unheil schuld, warum nimmst Du den Hund mit! Das wäre heute der zweite Unglücksfall!“ brummte Kettich.

Die Frau Bürgermeisterin kannte ihren Herrn und Gebieter; sie that, als ob sie diese Worte nicht gehört habe. — Der Zug war unterdessen in Frankenhäusen angekommen; es fand feierlicher Empfang am Bahnhofsplatze statt, und fröhlich

ging's zum Hochzeitshause, wo bereits allseitig die rosigste Stimmung herrschte, und bald Kettich's Aerger erstickt war. — Ein Blick auf seine Hofe aber erinnerte ihn, daß vor dem Kirchgang noch was geschehen müsse. Ein Wink an seine Kathrine, und sie verschwand mit ihm in einem anstoßenden Zimmer. — Kathrine war eine gewandte Frau; eiligst verlangte sie Nadel u. Seide und bald war der Winkelriß des Hofenbeins vernäht so meistermäßig, daß selbst das geübte Auge eines Nadelkünstlers den verbesserten Schaden nicht wahrgenommen hätte. Damit schien der letzte Rest des Aergers beseitigt. Ein fastiger Kuß auf den Mund der noch immer glühenden Frau Bürgermeisterin, und heiter gings hinaus ins Festzimmer. Hier traf man bereits Anordnung zur Aufstellung des Festzuges; die Kirchenglocken läuteten, unterbrochen vom Knallen der Pistolenschüsse, und unter dem Aufspielen eines gemüthlichen Ländlers seitens der Dorfkapelle, setzte sich der Zug in Bewegung. — Es war eine große Hochzeit, die des Bäschens!

Die Trauung war vorüber, das Mahl hatte begonnen — und es war ein feines, leckeres Mahl! — Die Schaumweine knallten wie Geschützsalven u. das erregte Völklein

wurde immer lauter. — Da schlug der Herr Bürgermeister Kettich an die Flasche, zum Zeichen, daß nun was Ernstes folgen werde. — Er erhob sich, hielt eine Rede, so rührend, daß er selber bitterlich darüber weinen mußte, und ohne daß er ein einziges Mal stecken blieb, schloß er: „und das Brautpaar und die zwei Schwiegermütter sollen leben“, und los brach es wie mit Sturmgebrause: hoch, hoch, und abermals hoch! —

Von hier ab wurde Kettich immer stiller, seine Augen trübten sich; hin und wieder machte er seiner Flasche einen Knixer, und, als er Kathrine auf die Seite winkte, wußte sie bereits, was dieses zu bedeuten habe. Ihr Ehegemahl suchte ein stilles Plätzchen, um ein Verdauungsschläfchen zu halten. Da fiel ihr sündiges Auge auf die Laube des Hausgärtchens. Dorthin führte sie den Herrn Gemahl. Und mit den Worten:

„Du kommst mir grad recht“, ließ er sich auf den hier stehenden Sorgfessel niederplumpfen, daß er aus den Fugen zu gehen drohte. — Nun verfiel er zunächst in ein Selbstgespräch über die Mangelhaftigkeit des menschlichen Körpers: wie schade, daß der Magen nicht aus einem Stoffe wie Gummi bestehe und der Weindunst sich ableiten lasse wie der Ueberdampf einer Lokomotive. Unter solcherlei Betrachtungen schloß er ein.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als Minko unter mörderischem Gebell in die Laube retirierte. Er hatte nach Pinscherart alle Winkel des Gartens durchschnoppert, war auch an den Bienenstand gelangt und unterhielt sich hier einige Zeit mit dem Wegschnappen der Honigträgerinnen. Diese und jene Biene, die er nicht erreicht hatte, nahm Rache; es setzte Stiche ab, die Minko wüthend machten; er bellte, schlug um sich, wälzte

sich, wodurch der ganze Bienenstock rebellisch wurde, und als der Pinscher in die Laube flüchtete, war er bereits umschwärmt von Tausenden der gereizten Insekten. — Kettich, nicht wenig überrascht von dem unwillkommenen Besuche, griff zum Taschentuch, schlug um sich, und rannte wie besessen in's Gastzimmer, verfolgt von dem ganzen

Bienenchwarm. — Die Verwirrung, welche hierdurch in die kreuzfidele Gesellschaft gebracht wurde, läßt sich kaum beschreiben. — Tische und Stühle wurden umgeworfen, Jammer und Wehgeschrei erfüllte den Raum, alles floh!

Es verging längere Zeit, ehe man sich wieder sammeln konnte. — Aber wie sahen die Leute aus! das Gesicht der Frau Bürgermeisterin war viereckig geworden, der einen Schwiegermutter war der Mund berart verschwollen, daß — o Jammer — andere für sie reden mußten, und der Bürgermeister: das war kein Gesicht mehr, weder Augen, noch Nase sichtbar. — Zum Glück war der Apotheker in der Gesellschaft. — Ein Kolben Salmiak war beigeholt worden und Umschläge machende Hochzeitsgäste füllten Hausgänge, Hof und Garten.

Nach Umfluß einer Stunde war alles wieder



so leidlich im Blei; beim Bürgermeister waren wieder die Augen zum Vorschein gekommen, der Schmerz war vorüber und als ihm die Bürgermeisterin den letzten Umschlag gab, sagte er: Du hast dies Unheil verschuldet, hättest Du den Hund zu Hause gelassen, und so oft ich es auch schon gesagt habe, wahr ist es: ihr Weiber seid an allem Unheil schuld". — „Werde Dir morgen antworten Mann, heute nicht“, gab diese schnippisch zur Antwort.

Nach und nach sammelte man sich wieder bei Tisch und mit einem kräftigen Faustschlag auf denselben rief Kettich in die noch immer trübseelige Gesellschaft hinein: „Nun soll's erst recht los gehen! — Ein Tanz für mich und die verwundet' Schwiegermutter!“ Im anstößenden Zimmer, das zum Tanzen hergerichtet war, stimmte bald die Musik einen Walzer an und das angeschwollene Paar eröffnete den Reigen.

Nun war wieder Stimmung eingelehrt, man tanzte, genoß auf's Neue die Tafelreuden bis tief in die Nacht hinein. — Ja es dämmerte bereits der Morgen, als eine Stimme durch's Fenster rief: „Vetter, es ist eingespant!“ Der Bürgermeister rüstete sich, man nahm Abschied, bestieg des Hochzeitsvaters Halbschäschen und in gemäch-

lichem Trabe rollte es sanft dahin, seine Insassen in Schlummer wiegend. Auch der Knecht hatte sein Hochzeitsräschen auszuschlafen, so daß das Rößlein das einzige wachende Geschöpf der Gesellschaft war.

Es trabte dahin — wie lange? — Das wußte der Bürgermeister nicht, als er sich die schlaftrunkenen Augen ausrieb und Umschau hielt. — Was ist denn das? — Bäume, Wald, Schäschen, Frau und Knecht, aber kein Ros? Johann, was ist das?“ — „Wo sind wir?“ schrie Kathrine dazwischen. „Das ist mir noch nicht vorgekommen, daß mir der Gaul sammt der Deichsel gestohlen wird“, stammelte der schlaftrunkene Knecht verwirrt.

Man steigt ab, sucht Wald auf und Wald ab, ruft und lockt, aber der Braune meldet sich nicht. So mochte mit Suchen und Fluchen eine halbe Stunde vergangen sein, da wurde in der Ferne

der Förster sichtbar, welcher, sein Morgenpfeifchen rauchend, des Wegs daher schlenderte. Er ließ sich das Ungemach haarklein erzählen und bezeugte größte Theilnahme. „Ihm sei der Pferdedieb nicht begegnet“, meinte er, „aber man werde ihm schon auf die Socken kommen.“ — Er half selber suchen und — auffallend — ganz in der Nähe, hinter einem Busch, fand man das Rößlein an einen Ast gebunden und, wie zum Hohne, der ausgezogene Deichsel-Nagel war an den Zaum gesteckt.

„Schlechtigkeit“, Niedertracht, Büberci“, und was noch andere derartige ausgesuchte Kofewörter sind, hagelten aus dem Munde des Bürgermeisters nieder; auch der Förster schimpfte weiblich mit über solchen Schelmenstreich, den man vermessenere Weise sogar an einer offiziellen Persönlichkeit verübt. Man wendete das Gefährt,

brachte es auf die Landstraße zurück; ein Händedruck, nochmaliger Dank an den Forstmann, und fort ging's in scharfem Trabe der Heimath zu. „Du Kathrine bist an allem schuld; hättest du den Minko mitgehen lassen statt ihn einzusperrn in Frankenhäusen, dann wäre uns dies erspart geblieben. Ich sag's ja, Ihr Weiber —

„Was sagst Du?“

fiel ihm diesmal Kathrine gereizt in die Rede. Hast nicht Du gesagt, laß' das Vieh zurück, sonst bringt's auch Unglück auf dem Heimweg!“

„Das hab' ich gesagt?“

„Ja, das hast Du gesagt!“

„So, das hab' ich gesagt — ich gesagt — merkwürdig, weiß nichts davon!“

Während Herr Kettich in solcher Weise sich mit der Frau Bürgermeisterin unterhielt, kehrte der Förster zum Walde zurück, um dem lange genug zurückgehaltenen Lachen nun freien Lauf zu lassen. Er lachte lang und lachte herzlich über den nichtsnutzigen Streich, der ihm hier so meisterlich gelungen war.

Daß nämlich der Knecht in Schlaf versunken sei, bemerkte bald der Braune an der fehlenden Leitung; er trollte langsam weiter, und als er zum Kreuzweg im Walde kam, schlug er sich



feitlich in die Büsche, machte Halt vor einem Buchenstrauch, an dessen Blättern er herumknusperte.

Der seinen Wald abgehende Förster kam des Weges, sah die possierliche Gesellschaft; er kannte die Leute, wußte von der Hochzeit, und reimte sich rasch die Geschichte zusammen. Ohne sich lange zu besinnen, trat er zum Gefährt, zog den Deichselnagel heraus, gab dem Braunen einen Stoß mit dem Flintenlauf, führte ihn weiter, band ihn fest und wartete, hinter einem Baume versteckt, den Augenblick der Ueberraschung ab.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als das Gefährt in den Hof des Bürgermeisters ein-

lief, und der Gemeinbediener ihm meldete, er sei nun zum dritten Male hier, der

Ortsbereisung vornehmende Landrath erwartete ihn. — Strafe gab es zwar keine, aber eine lange Nase. So verging dieser Tag in Aerger und Verdruß.

Am Abend theilte er seiner Frau den gefaßten Entschluß mit, morgen dem Gemeindegewalt die vermaledeiten Hauer ausbrechen zu lassen, daß nicht noch ein Unglück in der Gemeinde geschehe. Kathrine aber war anderer Ansicht; sie nannte es Thierquälerei, und dann sei dies Geschäft auch nicht so ungefährlich.

Andern Tags war Gemeinderathssitzung. Kettich stellte seinen Antrag, und Keiner war dagegen. Deshalb wurde der Gemeinbediener sofort zum Schmied gesandt, und bald traf dieser, mit Zange und Strick bewaffnet, ein. Der ganze Gemeinderath begab sich in den nahen Farrenstall; der Unhold wurde angeseilt, und nun sollte die Operation beginnen. — Aber wie dem wilden Thier beikommen? „Die Stallthür auf ihn legen und d'rauf sitzen!“ meinte Kettich. „Ja, wenn aber ein Unglück passiert?“ wendete der älteste Gemeinderath ein. „Ich stehe für alles!“ beruhigte der Bürgermeister.

Die Thüre wurde auf das Vieh niedergeworfen, und der Bürgermeister mit drei Gemeinderäthen

nahm Platz darauf. Ein furchtbarer Schrei des Ebers, dann rührte er sich nicht mehr, so daß die Hauer gefahrlos abgezwickelt werden konnten. „Nun gleichzeitig abspringen, daß Keiner fällt, eins, zwei drei!“ kommandierte Kettich.

Die Gemeinderäthe waren aber nicht taktfest, die Thüre rutschte, und neben das gemarterte Vieh kamen die vier Väter der Stadt zu liegen.

Aber was war das? — Der Eber rührte sich nicht. — Der Dorfschmied kam näher, untersuchte, und mit den Worten: „Den Druck von vier Gemeinderäthen hält eine Sau nicht aus!“ konstatierte er des Ebers Tod mit dem Beisatz: „Bürgermeister, den habt Ihr am Bein.“

Ohne ein Wort darauf zu erwidern, verließ Kettich den Hof, Buth und Ingrim im Herzen, und mit den Worten „diesmal war Kathrine nicht schuld“, stieg er die Treppe zum Adler hinauf, um dort seinen Aerger zu ersäufen.

Und als er zu später Stunde benebelt nach Hause wankte, da wiederholte er:

„Nein, die Weiber sind doch nicht an allem Unheil schuld!“

Und im Wein liegt Wahrheit!

### Glises Present.

(Aus dem Thurgau.)

Ein reiches aber geiziges Ehepaar, Gutsbesitzer in Mostindien, wollte nach üblicher Vorsitte dem Herrn Pfarrer doch auch einmal ein Geschenk machen und sandte deßhalb das Töchterchen mit einem Topf voll Bienenhonig ins Pfarrhaus.

Das Mädchen richtete seinen Auftrag getreulich aus und sagte: „Guete Tag Herr Pfarrer! — En fründliche Grueß vum Vater un vu der Muetter un sie schicket da däm Herr Pfarrer un der Frau Pfarrer e glises Present.“

Der Herr Pfarrer war sehr erfreut und sagte zu dem Mädchen: „Aber nei, was dänkt au din Vater und die Muetter, ens so ön große Hase voll Hung z'vehere; sie sind doch raecht gütig dine Eltere. — Säg, ich lös ihne viel mal danke, u es sey doch würklich gar z'viel.“

Das Kind aber erwiderte: „Ja, Herr Pfarrer, Sie bruchet nid z'danke; dä Vater un Muetter händ g'feit, mer wellid dä Hung doch nid selber esse, es sey e toote Mus d'rinn g'hy.“





### Mein Vetter, der Schwefelbaschi.

Die Leute sind nach und nach rar geworden, die ihn noch gekannt haben, den alten Schwefelbaschi, denn ich bin selbst derweil ein alter Mann geworden und lief noch in die Schule, wo mein Vetter schon ein 60er war, aber vergessen ist er in Sausenthal deswegen noch lange nicht. Im Gegentheil, jetzt werden ihm viel mehr Geschichten nacherzählt, als sich es mit der Wahrheit verträgt — der Vetter ist bei dem jungen Nachwuchs eine fagenhafte Person geworden.

Nun, ich hab' ihn noch gekannt mit seinem langen, langen weißen Schnurrbart, der mit der rothen Nase die hessischen Landesfarben darstellte, mit seinem struweligen Kopfe und den funkelnden, stehenden Augen unter den buschigen Brauen. Vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht hielt er mit seinen prächtigen Zähnen den Ulmer Maserkloben, dem der würzige Dampf eines Pfalzvergifters entströmte. Das Paket dieses Leibkrautes meines Herrn Veters trug die Ueberschrift:

„Diesen allerbesten Pfälzer Tabak  
Von reiner Farbe und edelm Geschmack,  
Von Geruch ganz herrlich und fein,  
Fabrizieren wir für den Landmann allein“

und kostete 2 Kreuzer.

Ja, lieber Gott, viel aufzuwenden hatte der Vetter nicht; er war Husar gewesen, hatte den russischen Feldzug mitgemacht, sich glücklich über die Berejina durchgebrückt und war einer der wenigen badischen Husaren, die nach Hause gekommen — das brave Regiment ging in Rußland zu Grunde. Dann ward er Waldhüter in Föhrenthal, wohnte droben im einsamen Waldhäuschen am Schattendobel, und war von Alt und Jung als ein Mann gekannt, der sich auch vor dem Teufel nicht fürchtete und wenn dieser auch auf Stelzen kam, darum hieß man ihn den Schwefelbaschi.

Der Schwefelbaschi, dessen Gehalt zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben war, suchte sich nun allerhand Nebenverdienst, er flocht Körbe, machte Besen, schnitzte Löffel und besonders ging er fleißig auf den Vogelfang, der dazumal noch nicht verboten war. Trozdem hatte es viel mehr Vögel gegeben als jetzt, wo jeder hohle Baum, jede Ackerhecke weggehauen wird und die armen Thiere keine Brutstätten mehr haben. Nun, der Vogelfang war die Veranlassung unserer nähern Bekanntschaft; wenn ich Zeit hatte, begleitete ich den Schwefelbaschi zum Vogelheerd oder half ihm Schneißen stellen und da er meiner Mutter Geschwisterkind war, so wurden wir bald die besten Freunde. Da war es mir nun ein Haupt-

vergnügen, wenn ich im Winter droben in dem Waldhüterhäuschen saß, das Feuer im großen Kachelofen brannte, ich dem Alten Netze stricken oder Körbe flechten half und dieser zum Danke mir seine wundersamen Geschichten aus Krieg und Frieden erzählte und — eine solche will ich euch jetzt mittheilen.

„Du weißt, Fritze“, sagte der Schwefelbaschi, indem er gewaltige Rauchwolken hervornebelte, „daß es drobe am Sausenbühl nit ganz richtig isch. Die Lüt heutzutage meinen zwar, das isch alles Schwindel, aber“, dabei spie der Vetter verächtlich aus, „so 'ne tropfige Herdäpfelseele traut si doch nit n'uf, wenn nit 3 andre derbi sin und 's heller Mittag isch.“

Nu, i hab's g'merkt, wie's derbi zugeht, i hab's mit eigene Auge g'fehne un will's, Bigott, nit nonemol sehe. S'isch afange e Föhren zweiz'ge — i bi sellemol no im zweite Trieb un en ungattiger Cherle g'si. Nu emols — s'war in der heilige Adventszeit — han mer drunten im Stubewirthshus e Holzverschteigerung g'het, dann der alt Förschter Weschbecher het sich um Sonn- und Fürtag nüt chümmert. Das isch en Burscht g'si! Wann die Bure nit henn parire wolle, het er de blank Hirzfänger uf de Tisch g'leit und het g'seit: „Do isch der Burechateschismus, i will üch go bete lehre!“ Nu wann so e Verschteigerig fertig g'si isch, do isch Wi g'läpperet worde so lang de Förschter do g'si isch un wann er fort war, isch's erscht recht losgange — do isch der Brenz cho. S'isch sellemol e harter Winter g'si un het e paar Fuß tiefer Schnee g'leit, so daß de Wegwiser uf der Scheideck grad no mit den Arme füre g'luegt het. Wie's so gege de elfe gangen isch, ha i mi uf de Strümpf g'macht. Bis zuem Schattendobel ha i mei guete 2 Stund Wegs g'ha, des het mer aber nüt verschlage, denn der Mond isch allmählig usgange und i hab mi im Wald uskennt wie in mein Hofesack. Mer het mer au scho g'seit, im Sausenbühl sig's nit richtig, aber i hab sellemol au denkt, das ischt e Dummheit vu de Lüt un e Schwindel. Wien'i nu afange do use chumme bi, sind us em Thal vor schweri, rabeschwarzi Wolche zoge un de Mond isch verlöscht wie 'ne Dellämpfli, wil's aber Schnee g'ha het, het mer alleweg no de Steg g'fehne un i bi ohne anz'halte waidli berguf g'stiege. Do — wien'i a de letscht Stich, an's Pfaffeneck, chumm — do thuts en fürchtige Krach im Tännich, wie wann de stärkst Holländerstamm umbroche wär' un s'fangt an zue fufe un rusche in der Luft, wie beim ärgste Föhsturm. S'war aber nit allei s'Tose vumme Sturmwind allei, nein,

s'het pfliffe, g'hült und halloht, s'isch e Gruus g'ri un derzwische ni war's wie wemme mit schwere Fuhrmannsgeißle chlöpft. So chunnt's nächer und nächer gege de Sausebühl, i ha mi fast nit uf de Füße halte chönne — uf einol het's mi. Im Schwid isch mi Gut un mi Stecke fortg'ri un s'hoht mer was schwer wie Blei im Genick. Das isch de Bislipuzli, de wild Jäger, hani denkt un kaum isch me de Sidanke cho, so geht's über mi her mit Stöße, Reife, Spore und Geißelhieb, daß i nit anderscht chönnt hab als furt renne un um mi her het's g'johlet un brüelet wie alli tusend Tüfel. So halt's g'ri isch, so isch mer doch de hell Schweiß in Ströme abeg'laufe — einmols vum Kenne, aber no mehr vu der Todesangst, die i usg'ande hab. So isch es gange berguf, berg ab, durch Hüerst un Dorn, ohne Gnad' und Barmherzigkeit un drbei isch es immer schwerer uf mein Buckel worde und het mi immer meh drangsaliiert un verploht. Jetzt hai's nimmer ushalte chönne, de Dorn isch mer usgange, die Beine hent mi nimmer trage — do sien'i im Schneegewirbel un im Glast es Weg chrit uf em Sausebühl — „Gott si Dank“, ruf i us und wieder thuts e Chrach un i fleg im Boge über de Rain, viel Chlaster tief nimmer in de Sausebach — i ha denkt, alli Rippe wäre mir broche. So han i vielleicht e Stund oder zwei g'lege, do het mi die Chälte un d'Nässe wieder zu mir brocht.“

Der Better zog Stahl und Stein aus der Tasche, schlug Feuer und legte den glimmenden Zunder, nachdem er denselben mehrmals in der Luft geschwenkt, behutsam in seinen Ulmergloben und sog mit gierigen Zügen, dann sprach er, mich mit seinen funkelnden Augen anglosend:

„Ja, so isch's g'ri, Betterli — du magst's glauben oder nit.“

„Ja und dann, was war weiter?“ forschte ich mit ängstlicher Stimme; die Erzählung hatte mir fast das Blut stocken machen.

„Was weiter? Wien'i zue mer chomme bi un hab halbwegs min Verstand wieder g'funde, isch's mer klar worde, wer de Bislipuzli g'ri isch.

Der Malefizhaib, der sich in de wild Jäger verwandelt het un der die Mensche mit Spore und Geißel traktirt un ins Glend un i de Tod heht, isch no derzu en alte Bikannte un Kamerad vo Rusland her g'ri. Sit der Zit isch's aber us mit unser Frundschaft — de Hund, de meineidig, derf mer nimmer ins Hus un wann er no so fründli kazebuckelt — sell channsch mer glaube, Betterli!“

„De, aber um Gotteswillen, sagt, Schwefelbaschi, wer ist der infame Kerl, der ungestraft zum Verderben der Menschheit solch teuflische Zauberwerke treiben darf?“

„Das — das ischt en fürnehme Herr, leider Gottes, de me nit emol mit der Steuerschriben

ordli apacke derf — das isch — der Hr. von Brenz, dem mer suscht au Schnaps ruft, ein Schnapsrausch isch mer ufem Buckel g'hoht un hot mi im Stubewirthshus us em Bett g'heit, i das se mich besoffeni Sau g'legt hen, us em Bett g'heit, daß i g'meint hab, i lieg im Sausebach un hab alli Rippen im Leib broche!“

### Ein Nickelwarter.

Unstreitig spielen die schwarzbefrackten, kotletbedarteten Kellner in der menschlichen Gesellschaft als freundliche Labespender eine große Rolle. Sie leiden aber alle an einer Krankheit, die zwar nicht für sie, aber für die von ihnen bedienten Gäste gefährlich ist

— die Trinkgelderjucht. Um Trinkgelder zu ergattern, versuchen sie alle Künste.

Und folgst du nicht willig,  
So brauch ich Gewalt!

Das dachte auch der Oberkellner in der „Stadt Brandenburg“ zu Breslau. Der berühmte Professor Pimpelhuber, eine Zierde der dortigen Univerfität, pflegte in der „Stadt Brandenburg“ sein Schöppllein im Kreise einiger Freunde zu trinken. Waren die noch nicht da, wenn er kam, oder gingen die vor ihm weg, dann beobachtete er aufmerksam Kellner und Gäste. Da bemerkte er zu öfteren Malen, daß die Kellner, voran Jean, der Oberkellner, den zahlenden Gästen nur so viel herausgaben, daß noch 10 Pfennig fehlten, die sie also als unfreiwilliges Trinkgeld in An-



Greifen Sie in die linke Westentasche!

spruch nahmen. Während nämlich die Kellner die fehlende Summe von 10 Pfennig suchten und nicht finden wollten, entließ der geprellte Gast und überließ dem Nickelmarcker die 10 Pfg.

Professor Pimpelhuber, einem erfahrenen Menschenkenner, war es vorbehalten, zur Naturgeschichte dieser Marcker einen belehrenden Beitrag zu liefern. Er legte sich auf die Lauer, wohin die Nickel verschwinden, um — wenigstens für den zahlenden Gast — nicht mehr zum Vorschein zu kommen. Da bemerkte er bald, daß Jean, der Oberkellner, alle Zehnpfennigstücke, die er als Zahlung erhielt, in die linke Westentasche verschwinden ließ, während er alles andere Geld in den ledernen Hosensack steckte.

Als der Professor seine Rechnung zahlte, gab er ein Geldstück, auf das Jean herausgeben mußte. Natürlich konnte dieser „mit dem besten Willen“ in der rechten Hosentasche keinen Nickel finden.

„Greifen Sie einmal in die linke Westentasche“, sagte lächelnd der Professor, „vielleicht finden sie dort ein Zehnpfennigstück“.

Der entlarvte Piffikus macht zuerst ein verdugtes Gesicht, aber bald gewinnt er seine gewohnte Unverfrorenheit wieder. Flüsternd wendet er sich zu der Zierde der Wissenschaft, dem berühmten Professor Pimpelhuber und fragt: „Sie sind gewiß auch einmal Kellner gewesen?“

Lachend verläßt der Professor das Lokal, in dem er das Geschäftsgeheimniß des Nickelmarckers zu Nutz und Frommen der essenden, trinkenden und zahlenden Menschheit entdeckt hatte.

Wie in den neuesten Nummern des Organs des deutschen Kellnerbundes zu lesen ist, hat Jean, der Oberkellner der „Stadt Brandenburg“, beantragt, dem Professor Pimpelhuber in Breslau für die segensreiche Entdeckung des Geschäftsgeheimnisses ein Denkmal zu setzen. Die Inschrift ist schon festgesetzt und lautet:

Dem Entdecker der Nickelmarcker  
Professor Dr. Pimpelhuber.  
Die dankbare Kellnerzunft.

### Deutsche Politik.

Jrgendwo, in fernen, fremden Landen,  
Trafen einstmals sich zwei Deutsche;  
Waren hoch erfreut ob der Begegnung,  
Drückten traut und freundlich sich die Hände.

Und sie wollten einig miteinander  
Und verbunden mit vereinten Kräften  
Jeden Angriff nun gemeinsam wehren,  
Gut und Böses nun zusammen tragen.



Da auf eins, — im Laufe des Gespräches —  
Wenden frostig sie sich von einander.  
Nacht der Eine rechts, der And're links um —  
Und allein geht jeder seiner Wege.

Murrend spricht der Eine zu sich selber:  
„Werd mich lassen in das Schlepptau nehmen!  
Uns're Interessen sind verschieden,  
Muß Selbständigkeit vor Allem wahren!“



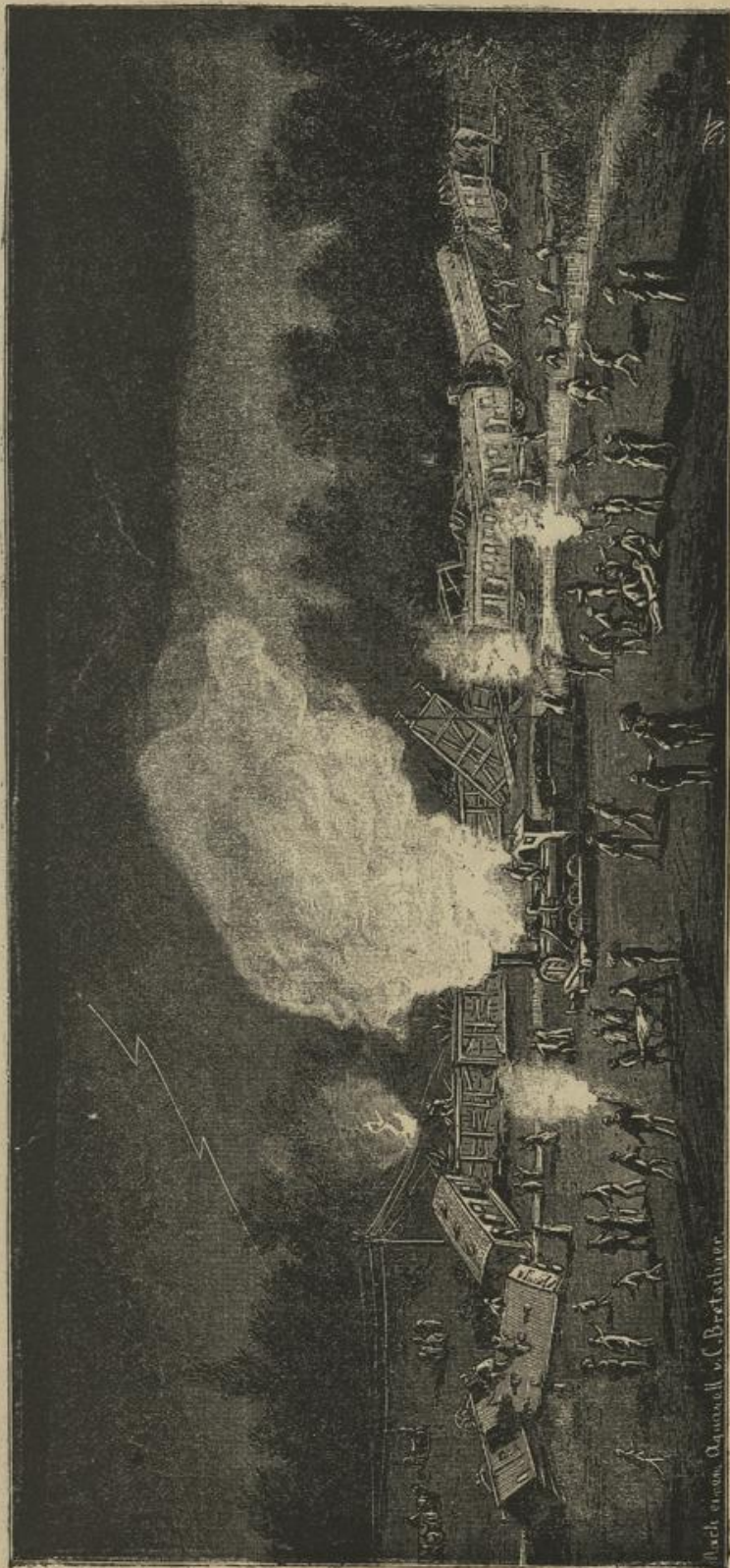
Sagt, was war wohl der Zerwürfniß Ursach?  
Waren sie nicht beide eines Stammes?  
Sprachen beide nicht dieselbe Sprache?  
Waren eines Vaterlandes Kinder?

Nein, o nein! Sie hatten wahrgenommen,  
Daß sie die Söhne zweier Vaterländer!  
Ach! Der Eine war aus Lippe-Dehmold  
Und aus Lippe-Bückeburg der And're!

### Das Eisenbahnunglück von Jugstetten.

Für den Sonntag den 3. September 1882 hatten die Eisenbahn-Direktionen von Baden u. Elfaß-Lothringen zwei Vergnügungszüge nach Freiburg im Breisgau angeordnet. Der eine ging von Basel nach genannter Stadt, der andere von Münster im Elfaß ebendahin. Es war ein prächtiger Spätsommertag, wie solche das regenfeuchte 82er Jahr wenig aufzuweisen hatte. Ein blauer Himmel lag über den dunkeln Schwarzwaldbergen und die Sonne machte den vergoldeten Stern auf dem herrlichen Münster weit hinaus erglänzen in das grüne Land. — Alles athmete Freude und Lust. So war es kein Wunder, daß auch den Menschen das Herz aufging und nicht allein die Straßen der alten Zähringerstadt, sondern auch die Waldschluchten und Berghöhen in deren Umgebung belebt waren von fröhlichen Schweizern und Elsähern, die in dem verwandten Alemannisch laut jubelnd ihre Freude kundgaben über die herrliche Gegend. Wahrlich, das schien die wirksamsten Veranstaltungen zu sein, um die Bande fester zu knüpfen, welche uns schon lange mit unsern eidgenössischen Nachbarn verbinden u. um unsern wiedergewonnenen Stammbrüdern aus dem Elfaß zu zeigen, daß man auch im „Schwobeland“ sich einen frohen Tag bei den „Ditschen“ machen könne. — denn „Ditsche“ sind die Elsäher ja doch an Leib und Seele, wenn sie auch hie und da Nichts davon wissen wollen. Allerorts hörte man von Einheimischen und Fremden: das sei ein recht kluger Gedanke der Eisenbahn-Direktionen, solche Vergnügungszüge sollten recht oft angeordnet werden.

Aber ach, für viele aus der munteren Schaar war dieser 3. September der letzte Tag, den sie auf dieser Erde verleben sollten, und für viele andere, die dem Tode entronnen sind, sollte er der letzte fröhliche



Nach einem Gemälde v. C. Pretschner.

und glückliche Tag sein, dem eine trübe Zeit voller Schmerz und Herzeleid folgte.

Gegen Abend ballten sich im Westen, drüben über dem Wasengebirge, schwere Wolken zusammen, und mit hereinbrechender Dunkelheit ließ sich ferner, dumpfrollender Donner hören und einzelne grelle Blitze durchzuckten auf wenige Augenblicke den tieflichwarzen Himmel. Die Schaa ren strömten singend und jubelnd nach dem Bahnhofs und ließen sich durch das drohende Wetter in ihrer Heiterkeit nicht stören.

Der Freiburger Bahnhof, an sich nicht von bedeutender Ausdehnung, hat einen ziemlich schmalen Perron, und auf diesem drängten sich nun die 1200 Gsäffer, welche in ihre Heimath zurückkehren wollten, zusammen, und fast zu gleicher Zeit fanden sich auch schon die Basler ein, deren Zug um 9 Uhr 25 Min. abgehen sollte. Der Gsäffer Zug mußte eigentlich 8 Uhr 10 M. abgelassen werden; weil aber der Normalzug von Colmar Verspätung hatte, und erst 8 Uhr 13 M. ankam, so wurde es 8 Uhr 15 M., bis endlich der lange Zug von 26 Wagen 3. Klasse abging. Das Wagenmaterial gehörte der Reichseisenbahn, die Unglücks-Locomotive „Kniebis“ war badisch. Der Zug war in der Art zusammengesetzt, daß hinter der Maschine ein leerer Schutzwagen angeschoben und ebenso ein Gepäkwagen als Schlußwagen angehängt war. Der Zug hatte also 56 Achsen. Die Locomotive Kniebis war besonderer Art, mit niedern Rädern und für größere Schnelligkeit nicht geeignet. Die Bedienung des Zuges bestand aus dem Zugmeister, dem Locomotivführer, einem Heizer, einem Wagenwärter, 2 Schaffnern, sämtliche badisch, und 2 elsässer Bremsern.

Nicht ohne mancherlei Umstände wurde die laut jubelnde und hoch-rufende Schaar in die Wagen gebracht. Die Glocke klang, ein schriller Pfiff und — hinaus fuhr der Zug in den dunkeln Gewitterabend unter trachendem Donner, strömendem Regen und heulendem Sturme.

Vor dem Freiburger Bahnhof macht nun der Bahndamm an der Kirchhofmauer vorbei eine Krümmung und unmittelbar hinter dem Bahnhof beginnt ein ziemlich starkes Gefäll. Der Zug hatte kaum den bei Freiburg gelegenen sumpfigen Mooswald erreicht, die Reisenden hatten es sich kaum bequem gemacht, die Schaffner coupirten gerade die Billete, der Zug fuhr rasch, jedenfalls zu rasch, so daß einer der Mitreisenden scherzend bemerkte: „Wenn das so fortgeht, sind wir in einer halben Stunde zu Hause“; da begann zuerst ein unheimliches Schlingern und Schleudern, dann ein Hoppeln auf den Schwellen — ein Hüpfen der Wagen — zwei Stöße — ein gewaltiger Krach, ein herzerreißender Aufschrei und — das furchtbare Unglück war geschehen.

$\frac{1}{2}$  Kilometer (über eine Wegstunde) von Freiburg,  $1\frac{1}{2}$  Kilom. von dem Dorfe Hugstetten, an einer sumpfigen Lichtung des Mooswaldes, war der Zug entgleist. Die Locomotive hatte sich losgerissen, war den 1 Meter hohen Damm herabgesprungen und hatte sich aufrecht in den weichen Wiesengrund eingewühlt. Die Personenwagen waren auf- und ineinander gefahren, die Räder abgebrochen, die Wände, Böden und Decken zertrümmert — es war ein schreckliches Durcheinander, ein Haufen von zersplitterten Trümmern — nur die letzten 6 Wagen standen noch aufrecht, jedoch waren auch sie zur Seite geneigt.

Und die Menschen — die armen Menschen? Einer der Geretteten gibt folgendes Bild: „Ein furchtbares Krachen — ein 1000stimmiger Schrei — wir fielen durcheinander, bedeckt mit Trümmern aller Art. Finstere Nacht umgab uns und umhüllte einen Knäuel von Todten und Schwerverwundeten zwischen den zerbroche-

nen Wagen. Menschen, die jammernd ihre Angehörigen suchten bei dem grellen Scheine der zuckenden Blitze oder bei dem Aufblakern eines Zündholzes. Ein Vater ruft nach seinen Lieben — eine Mutter nach ihren Kindern — es war ein Wehklagen, das keine Feder zu beschreiben vermag“.

Ein mit Trümmern, Verwundeten und Leichen bedecktes Schlachtfeld — in rabenschwarzer Nacht, in strömendem Regen.

Bei den ersten Häusern der Dörfer Hugstetten und Hochdorf hatte man ein dumpfes Krachen gehört, auch brachte die Tochter eines Bahnwärters die Nachricht vom Unglück — es wurde Sturm geläutet und mit Pechkränzen und Fackeln, mit Fuhrwerken, Betten und Stroh eilten die wackern Leute an die Stelle des Unglücks zu Hülfe.

20 Minuten nach 9 Uhr wurde in Freiburg allarmirt, ein Hülfzug abgeschickt und mehrere Aerzte eilten zu Wagen auf die Unglücksstelle. Einzelne Leichtverwundete waren schon auf dem Bahndamm oder der Landstraße nach der Stadt gekommen, andere, auch Schwerverwundete, kamen mit Landfuhrwerken und der Hilfsbahnzug brachte die am schwersten Verletzten, deren Anblick herzzerreißend war. Um 2 Uhr nachts waren endlich alle in Freiburg, Hugstetten und Hochdorf untergebracht. Es waren 22 schwer, 31 minder schwer und 50 leicht Verwundete.

Nun blieb noch eine traurige Arbeit übrig, das Auffuchen und Wegbringen der Leichen. Es wurde bei Fackelschein bis zum hereinbrechenden Morgen anstrengend gearbeitet und dennoch konnten nicht alle Körper unter den Wagentrümmern hervorgebracht werden. Es war graue voll! Da war die Leiche eines Mannes ins Rad verschlungen und in die aufgeweichte Erde gedrückt — dort lag eine Frau mit aufgerissem Leibe — ein Mädchen stand zerquetscht und zerseht aufrecht in einem Wagen. Die Leichen waren theilweise bis zur Unkenntlichkeit zerrissen. Reisetaschen, Hüte, Stöcke, Schirme, auch Spielzeug und Zuckerwerk, mit dem die zu Hause wartenden Kleinen beschenkt werden sollten — Alles lag zerstreut umher. 42 Todte wurden bis Morgens 5 Uhr, 10 im Laufe des Tages aufgenommen und 6 verstarben im Hospital, so daß sich die Zahl der Opfer auf 62 belief, wovon 31 in Colmar, 21 in Münster, 1 in Neunkm, die übrigen in Freiburg ihre letzte Ruhestätte fanden.

Am 6. September fand die Grablegung der Todten in Freiburg statt. Die Behörden, Vereine und tausende von Theilnehmern gaben das Geleite — die katholische und evangelische Geistlichkeit erwartete in brüderlicher Eintracht den Zug auf dem Friedhof. Am selben Tage fand die Trauerfeier in Colmar und Münster statt, wohin sich Deputationen von Freiburg begaben, welche herrliche Kränze von Rosen und Palmen auf die Särge niederlegten. Der endlose Zug ging durch stille Straßen an geschlossenen Häusern vorbei, an Tausenden von trauernden und weinenden Menschen vorüber — diesseits und jenseits des Rheins war der Schmerz gleich. Für die Hinterbliebenen öffnete sich die Hand miltthätiger Geber. Freiburg allein gab 40,000 Mark.

Das Hugstetter Unglück war ein furchtbares, wie es in der Art in Deutschland noch nicht vorgekommen; es wirkte tief erschütternd. Aber nicht allein das Glück vereint die Menschen — auch das Unglück! So auch hier. Unsere elsässischen Stammesgenossen sahen unsern tiefen Schmerz und unsere innige Theilnahme. Bürgermeister Schlumberger von Colmar verließ diesem Gedanken Worte, indem er sagte: „Das Mitgefühl, das alle Schichten der Gesellschaft,

insbesondere die Stadt Freiburg und die ganze Bevölkerung, sowie der edle Fürst Badens den Glässern beweisen, ist allein im Stande, unsern furchtbaren Schmerz zu mildern". Das sind herrliche Worte, die zeigen, daß das schreckliche Unglück dazu beigetragen hat, das Band, welches uns mit unsern alemannischen Stammesgenossen verbindet, fester zu knüpfen und unsere Zusammengehörigkeit aufs Neue zu betätigen.

Es ist ein trauriges Bild, welches der Hausfreund, seinen Lesern entrollte, sie werden mit ihm einstimmen, wenn er den innigen Wunsch ausdrückt: „Gott gebe, daß ein gütiges Geschick unsere Heimat vor ähnlichen Schicksalsschlägen bewahre!“

### Der übelgenommene Witz.

Es sind jetzt schon einige Jahre her, die schwedischen Zündhölzer waren noch wenig bekannt und besonders auf dem Lande fand man nur die luft-

verpefenden zündlosen Geräuschhölzer, da fuhr ich mit einem Freunde auf der Eisenbahn von Bern nach Thun. Wir waren beide kreuzfidel; denn einmal war es ein herrlicher Sonntag, der vom Himmel lachte, u. dann fuhren wir hinaus ins Land zu einer Ferienreise übers Bodeli, durchs Haslihal, über Grimjel u. Matenwand zum Rhonegletscher u. s. w., u. s. w. Bei einer solchen Fahrt geht auch dem trockensten Schulmeister das Herz auf und er wird leicht geneigt, allerhand zu „bosgen". So ging es auch meinem Freunde, der dem Stande der höheren oder gezweigten Schulmeister angehörte und der bei dieser Spritze, so guter Laune war, wie je einer, der da „liebt die Alten und haute die Jungen".

So kamen wir auf die Station Gmülingen und der Zug war schon in der Abfahrt begriffen, — da strappelt noch im Schweisse seines Angesichts ein Bernerbüerle daher, kommt noch knapp in den Zug und läßt sich fast außer Athem im Wagen auf die Bank fallen. Kaum hat sich das Mannli aber einigermaßen erholt, so langt es in die Seitentasche seines vielfach geflickten Rocks und „nimmt es Zigarrestümpfli fürri, vergeuferts richli — es isch druf g'esse und do

sind die Blätter verbrosinet" — ein verknotschtes Zigarrestümpfli, das eine Farbe hatte wie „Bäre-dreck und auch ohne in Brand gesetzt zu sein, seinen Ruellerduft im ganzen Wagen verbreitete. Nachdem der edle Glimmstengel wieder durch Drücken, Pfeifen und Rollen einigermaßen in die Form gebracht war, suchte das Buerle alle Taschen aus nach einem Streichholz — vergebens. Verzweifelt schaute der unglückliche Raucher im Wagen umher nach Feuer. — Niemand rauchte und mit einem tiefen Seufzer drückte er sich gelassen in die Ecke: mit dem Tubäcklen war es vorderhand mit. Erleichtert sagte ich leise zu meinem Freunde:

„Gott sei Dank, jetzt kann uns der Hagel die Luft nicht verpefen". Mein Freund aber sprach lächelnd:

„Dem Manne kann geholfen werden" und wendete sich alsbald an den Bauern:

„De Mannli, warum tubäcklen — er nid, schmeckts üch nid?"

„Runträri — i wott wohl, s'wär aber e Chunst bim Schtrohl, i ha kei Fäer. De Zündhölzli vermanglet mer".

„Se, do cha i helfe".

Mein Freund greift in die Tasche, zieht eine Schachtel

schwedischer Zündhölzer heraus, welche sich bekanntlich nur an dem eigens hiezu präparierten Papier entzünden, und giebt ihm eines, aber ohne Schachtel.

„I dank schö", sagt der Bauer und reibt das Hölzchen auf seinem Hosenbein — es brennt nicht. Er reibt's an der Wagenwand — es brennt nicht. Er reibt und reibt, bis er endlich das Köpfchen abbricht.

„Do hend mer's — er isch fucht, der Chog".

„Ei bewahris — brodrucke", sagt mein Freund, „i ha no meh derigi Hölzli, me nennt chi eis probire, do chönnt er's g'fehne".

Gesagt, gethan, er streicht ein Hölzchen an der Zündfläche und es flammt hell auf. „Do seh'nt er wie's Glouffe git!"

Als der Bauer nach dem brennenden Streich-



„Mer nennt chi eis probire, do chönnt er's g'fehne.“

holz greifen will, bläst es der Schalk aus und giebt ihm ein anderes:

„Probirn's nu selb nonemol — do!“

Das Buerli zieht mit Mühe eines seiner steifen Beine in die Höhe und reibt vorsichtig auf der Stiefelsohle — es brennt wieder nicht.

Da kratzt sich der Bauer ärgerlich in den Haaren. Plötzlich sieht er auf, bemerkt, daß sein Freund verstoßen lacht und fährt wüthend in die Höhe:

Zum Tüfel mit sottige Choge! Das isch liederichs Züg, das. Do g'höret ebe so munzige Faullezer derzue, wie ihr send; nur so en lusiger Professor macht asigs Narrewerch!“

Damit schleuderte der Erzürnte seine verknüllte Savannah zum Fenster hinaus, drehte uns den Rücken und würdigte uns keines Blickes mehr bis zur Station Kiesen, wo er ausstieg.

Ja mit dem „Bäremußi“ ist nicht gut Spas machen, er wird leicht unanmüthig.

### Franz von Kobell.

Ein Lebensbild.

Im Jahre 1880 lief die Nachricht durch die deutschen Zeitungen, daß der fast 77jährige Dichter Franz v. Kobell noch auf der Gamsjagd gewesen sei, auch richtig einen tüchtigen Gamsbock geschossen und damit sein 50jähriges Jubiläum als Gamsjäger gefeiert habe. Der Hausfreund hatte darüber eine solche Freude, daß er ihm eine gereimte Gratulation zusandte und zwar anonym — denn der Hausfreund gehört zu den Bescheidenen im Lande. Er wählte dazu als Muster die prächtige „Gamsjagd Kobells“ — wie die Nachahmung ausgefallen, darüber mag der geehrte Leser nun selbst urtheilen. Der Hausfreund schrieb damals:

Wi was — du hoscht en Gamsbock g'schosse!  
 No Franzel, sell bin ich gewiß,  
 En Annerer het des bleiwe losse.  
 Der mit vum gleiche Johrgang is.  
 Gar mancher werd noch jubelire  
 Noch fünfzigjäh'ger Qual un Ploog,  
 Doch — so e Gamsjagd zu rischfire,  
 Des macht d'r sicher Keener nooch.  
 En Gamsbock — is es nit gefackelt?  
 Dem hoscht du eeni n'ufgebrennt,  
 Hoscht nit gezittert und gewackelt,  
 Du bischt en Kerl — Kreuzelement!  
 So eener vun de zähe Knappe,  
 En ächter Jäger aus Churpälz,  
 Sescht uf de Been un sescht beim Zappe,  
 Du brichsch so leicht no nit de Hals.  
 Guck Franz, ich muß d'r gradellire,  
 S'herz werd mer weech — ich hab gesennt,  
 Drum dhu in Güde afzbedire  
 Mein' Gruß — ich hab's nit besser Ednnt!

Das war der herzlichste Glückwunsch des Hausfreunds vor 2 Jahren — und heut, heut möcht er wieder „stennen“, am 11. November 1882 haben sie ihn eingescharrt, den alten Kobell, auf dem Kirchhof in München, seiner Vaterstadt, wo er am 19. Juli 1803 das Licht der Welt erblickt hatte. Obgleich also geborener Münchner, hing er doch mit voller Seele an seiner eigentlichen Heimath, der „fröhlichen Pälz“. Seine Vorfahren waren ächte „Pälzer Krisker“, die mit Max Joseph, wie viele Andere — zum größten Leidwesen der alten Münchener — ins Baiernland gekommen waren und die besten Stellen weggeschnappt hatten. So war der Großvater Kobells Gemäldegalerie-Direktor, sein Vater Staatsrath, und sein einer Oheim Hofmaler, der andere Akademieprofessor.

Franz studierte auf der Universität Landshut Mineralogie und Chemie und legte sich so tüchtig ins Zeug, daß er in einem Alter von 20 Jahren schon Adjunct am mineralogischen Conservatorium in München ward. Als im Jahre 1826 die Universität von Landshut nach München verlegt wurde, erhielt er zuerst die außerordentliche und 1834 die ordentliche Professur der Mineralogie an derselben und wurde 1849 Conservator der mineralogischen Sammlungen des Staates. Vom Jahre 1827 an war er außerordentliches, seit 1842 ordentliches Mitglied der kgl. bair. Akademie der Wissenschaften und in den letzten Jahren seines Lebens wurde er zum Geheimerath ernannt. Die Leistungen Kobells als Gelehrter wurden also von seinem Fürsten voll anerkannt und ebenso wurden weit über die Grenzen Baierns wie Deutschlands hinaus seine wissenschaftlichen Arbeiten geschätzt. Was aber Franz von Kobells Namen berühmt und allbeliebt machte, waren seine Dichtungen, besonders diejenigen, die er im Dialekt geschrieben; denn wie Keiner beherrschte er hier zwei Gebiete — das des Dialekts der fröhlichen Kurpälz und das der anheimelnden gemüthlichen Ausdrucksweise des bairischen Hochgebirgs. Auch in hochdeutscher Sprache hat er Tüchtiges geleistet und als Bühnendichter war er der würdige Vorgänger der jetzt so beliebten bairischen Dialektpoeten. Vor Allem aber steht Franz v. Kobell uns als pfälzischer Dichter nahe; denn an seinem, gemüthlichen Humor übertrifft ihn Keiner. Dem Hausfreund widmete er noch in den letzten Lebensjahren seine Feder und wurde schon im Kalender vom Jahre 1882 durch die Gedichte „Der Bers“ und „Mädcher und Wei“, im Kalender für 1883 aber durch „Die Edelweißbrockerin“ ein hochgeschätzter Mitarbeiter.

Kobell war durch seine Liebenswürdigkeit, besonders aber durch seinen köstlichen Humor all-überall beliebt, bei den königlichen und prinziplichen Jagden ein gerngesehener Jagdgenosse, bei den Studenten ein hochverehrter Lehrer, in den geselligen Vereinen „Altengland“ und den „Zwanglosen“ ein geschätztes Mitglied — vor Allem aber bei Alt und Jung in München war der „alte Kobell“ eine populäre Figur im besten Sinne des Wortes.

Wenn er über die Straßen Münchens wandelte in seiner Toppe, den weichen Schlapphut auf dem Ohre, unter dem weißen Schnauzer dichte Dampf Wolken hervorwirbelnd — so hätte man glauben können, der Alte müsse jeden Augenblick stille stehen und einen fröhlichen Gewalts-Zuchter loslassen — für einen Professor hätte ihn Niemand gehalten.

Kobells Charakter war eigentlich aus dem zweier tüchtiger deutscher Volksstämme glücklich zusammengekehrt — der fröhliche, leichtblütige Pfälzer

war zusammengekehrt mit dem derben, kernkräftigen Altbaiern, und so betrachtete sich Kobell auch als beiden Stämmen angehörig. Vorzüglich zeigt er das in seinem in dem

pfälzischen und oberbayerischen Dialekt geschriebenen Gedichte „Der Pfälzer und der Bairischzeller“. Er läßt zum Schluß den Pfälzer sagen:

... Aber Leens muß er thu un do denk er mer dra,  
Do drobe, juchst in denne Lächer un Stee,  
Wo ich um ke Geld, thät risckfire die Bee —  
Dort muß er mer trinke e „Vivat die Palz!“  
Versteht er?

Worauf der Bairischzeller antwortet:

„Nei! ja, und i denk mer aa, b'halts.  
Und i b'halt meini Berg, denn wie gut aa der Wei,  
Wann i weg müßt vo die — na des Kunnt gar nit sey!“

Bei uns in Baden und vorab in der Pfalz wird sicherlich dem alten Kobell ein treues Andenken bewahrt bleiben; der Hausfreund aber

Kobell's rheinländischer Hausfreund.

wendet mit leichter Umschreibung die eigenen Worte des Dichters an:

„Un daß ich, Freund, dich nit vergeß,  
Do kannst du ruhig sey,  
Ich bin un bleib mei Lebelang  
Dun ganzem Herzen dei!“

Für seine Leser aber bringt er zur Erinnerung an den „alten Kobell“ dessen wohlgetroffenes Konterfei und gedenkt es so in Zukunft mit allen seinen Mitarbeitern zu halten, denen er aber zunächst wünscht, daß ihr Bild noch lang — lang nicht in den Kalender kommt!

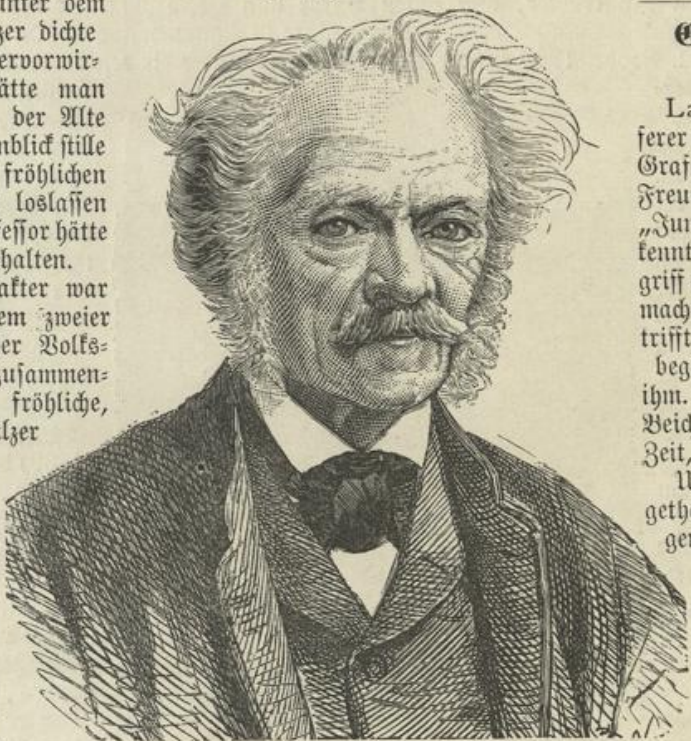
### Gebet vor der Schlacht.

La Hire heißt ein tapferer Offizier im Heere des Grafen Dunois, den jeder Freund Schillers aus der „Jungfrau von Orleans“ kennt. Er sollte einen Angriff auf das englische Lager machen. Beim Vormarsch trifft er einen Priester und begehrt Absolution von ihm. Dieser verlangte die Beichte. Dazu hätte er keine Zeit, antwortet La Hire.

Uebrigens habe er alles gethan, was Soldaten insgemein zu sündigen pflegen. Es möge ihm lieber etwas mehr als zu wenig verziehen werden; denn zu den besten zähle er sich nicht. —

Der Geistliche

machte Einwendungen; denn solches verstoße gegen die kirchlichen Vorschriften. Endlich aber ließ er sich bewegen und erteilte ihm die Absolution. Sobald er diese empfangen, wirft sich der Ritter auf die Kniee und betet wörtlich: „Lieber Gott, ich bitte dich, thue heute für den La Hire das, was er für dich thun würde, wenn er der liebe Gott und du La Hire wärest!“. Damit sprang er auf, kommandierte zum Sturm und seine Franzosen griffen so feurig an, daß die Engländer trotz verzweifelter Gegenwehr bei sonst ausgezeichnete Führung eine vollständige Niederlage erlitten und die Belagerung von Montargis schleunigst aufgeben mußten.





### Konradin Kreuzer.

In Meßkirch, der kleinen Amtsstadt des badischen Oberlandes, war am 29. Juni 1883 ein reges Leben. Musik und Kanonendonner begrüßten den erwachenden Tag; Ehrenpforten, Kränze und Fahnen winkten den stromweise herbeiwogenden Gästen entgegen: überall Jubel, Freude und Begeisterung! Und wem galt das schöne Fest? Es war geweiht Meßkirchs größtem Sohne, Konradin Kreuzer, dem schlichten, aber ruhmgekrönten Manne, dem genialen Musikdichter, dem echten deutschen Sänger.

Kreuzer war am 22. Novbr. 1780 in der eine halbe Stunde von Meßkirch entfernten Thal- mühle (in den 50er Jahren abgebrochen) geboren. Frühe schon zeigte der Knabe hervorragendes Talent für Musik. Von seinem 7. bis 10. Jahre erhielt er in seiner Vaterstadt Unterricht auf dem Klavier und der Geige von dem Schullehrer und Chorregenten Kiegger. Dann besuchte er, weil von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, die Klosterschule zu Zwiefalten in Württemberg. Hier fand er treffliche Lehrer im Klavier-, Violin- und Orgelspiel, sowie im Generalbass. Sieben Jahre war er in Zwiefalten; dann begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Schuffenried (Württemberg). Hier hatte er im Gottesdienst den Gesang zu leiten und machte die ersten Versuche im Komponieren. Gerne hätte er längst das Studieren aufgegeben und sich ausschließlich der Musik gewidmet, aber sein Vater gab es nicht zu. Nach drei Jahren bezog er die Universität Freiburg i. B., um nach dem Willen seines Vormundes und Oheims (sein Vater war 1797 gestorben) Medizin zu studieren. Ganz und voll lebte Konradin indessen nur im Reich der Töne, und seine inständigen Bitten, sich ausschließlich der Musik widmen zu dürfen, wurden endlich von seinem Onkel erhört. 1800 verließ er Freiburg. Er hielt sich zunächst vier Jahre in Konstanz und

der Schweiz als Klavierkünstler und Sänger auf. Der Drang, Werke großer Tonmeister zu hören und zu studieren, trieb ihn im Jahr 1804 (mit 80 Gulden in der Tasche) nach Wien. Ein Verwandter bot ihm freie Unterkunft, und Albrechtsberger, Haydn und Beethoven nahmen sich seiner an. Im Jahre 1812 folgte er dem ehrenvollen Ruf als Hofkapellmeister nach Stuttgart; seine Oper „Konradin von Schwaben“ hatte den König Friedrich dazu veranlaßt. Diese Stelle mußte er indeß im Jahre 1817 nach des Königs Tode wieder aufgeben und wurde nun Hofkapellmeister des Fürsten v. Fürstberg in Donaueschingen. Da aber seinem höher strebenden Geiste die beschränkten Verhältnisse der kleinen Residenz zu enge schienen, kehrte er 1822 nach Wien zurück und hatte hier das Glück, Kapellmeister der kais. Hofoper am Kärnthnerthor-Theater zu werden. Bis zum Jahre 1833 hatte er diese Stelle inne, und ging dann in gleicher Eigenschaft an das Josephstädter Theater in Wien über. Hierauf (1839) begleitete er seine Tochter, die Sängerin Jäzilie Kreuzer, auf ihren Gastspielreisen durch Deutschland, ließ sich aber bewegen, noch in diesem Jahre die städtische Kapellmeisterstelle in Köln anzunehmen, während seine Tochter als Sängerin hier Aufnahme fand. Diesen Wirkungskreis mußte er Anfeindungen wegen 1843 wieder auf-



Kreuzer-Denkmal in Meßkirch.

geben. Nun dirigierte Kreuzer von ihm neu gedichtete Opern in Gent, Graz, Wiesbaden, erntete viel Ehre damit, und als seine Tochter Marie 1848 in Riga (Rußland, Prov. Livland) eine Stelle als Sängerin erhalten, zog Kreuzer mit Frau zu ihr. — Am 14. Dezember 1849 beschloß er sein thätiges und wanderreiches Leben, die Seinen nach Künstlerart in drückenden Verhältnissen zurücklassend.

Sein hundertjähriger Geburtstag wurde von deutschen Sängern an seinem Grabe in Riga gefeiert und damals schon der Beschluß gefaßt, dem Künstler in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu errichten. Der badische Sängerbund nahm die

Sache erfolgreich in die Hand und von Nah und Fern flossen ihm Beiträge zu.

Kreuzers Brustbild ist von Hans Baur in Konstanz modelliert und von Lenz in Nürnberg in Erz gegossen worden. Auf hohem, geschmackvollen architektonischen Sockel erhebt sich die Büste. Am 29. Juni wurde das Denkmal mit großer Feierlichkeit enthüllt. Herr Dr. Gagg in Mespelkirch hat in einer Gedenschrift den Festtag verherrlicht.

Wenn auch von den vielen dramatischen Werken Kreuzers sich nur die Oper: „Das Nachtlager in Granada“ auf der Bühne erhalten hat, so sicherte er sich durch seine Lieder, vornehmlich durch seine unübertrefflichen Männerchöre, doch einen unergänglichen Ruhm. Im Vereine mit C. M. v. Weber

wirkte er namentlich in der erregten Zeit der Befreiungskriege durch das Volkslied bildend u. begeisternd auf seine Nation. Zahllose Gesangsvereine bildeten sich, um den Männergesang zu pflegen und diese wurden nicht nur eine Heimstätte edler Gesangeskunst, sondern zugleich auch eine Pflegstätte deutscher Sitte und Einheit. Waren die Gesangsvereine damals ein Segen, so sind sie es heute nicht minder. Auf dem ganzen Erdenrund, wo Deutsche wohnen, sind sie verbreitet, und alle umschlingt das unzertrennbare heimatliche Band. Vorzugsweise

aber sind es Kreuzers seelenvolle Melodien, die in jedem seiner Männerchöre uns ertönen; denn:

„Dem deutschen Geist entsprangen seine Lieder,  
Dem Sinne seines Volks sind sie verwandt;  
Drum bringen mächtig sie zum Herzen wieder,  
So rein und voll, so innig urbekannt.  
Und wie sein Volk, gemüthlich, froh und bieder,  
So werden diese Lieder auch genannt,  
Und wo die deutsche Zunge mag erklingen,  
Da wird man stets sie hochbegeistert singen.“

### Das Branntweingläslein.

(Aus Gebel's ungedruckten Papieren. Nachdruck nicht erlaubt.)

Ein Unteroffizier trat im rothen Köpflein ein von der Parade. Der Wirth sagt zu ihm: „Aber den habt ihr nicht schlecht getroffen heut'

in dem Kasernenhof. Was hat er angestellt?“, — „Nicht wahr, ich hab' ihn gut getroffen?“, sagte der Unteroffizier. „Er ist ein ausgelernter Spitzbube, gegen den keine Vorsicht hilft. Er ist im Stande und stiehlt euch ein Rad vom Wagen, während ihr darauf sitzt und Wein holt im Ramsthal. Kommt ihr herein, so habt ihr noch drei Räder.“ Der Wirth sagt: „Mir ist keiner schlaug genug. Der ist noch nicht auf der Welt.“ Denn der Wirth war ein wenig dumm. Es ist fast immer ein Zeichen von Unverstand, wenn man allein klüger zu sein glaubt, als alle andern. Deswegen sagte er: mir ist keiner schlaug genug. Der Unteroffizier sagte: „Gilt's einen Thaler, er führt euch an?“ Der Wirth geht



„Gebt mir den Branntwein heraus und holt zuerst das Geld!“

die Wette ein. Nachmittags kommt der Soldat mit einem Branntweingläslein in der Hand, und verlangt für einen Sechser Branntwein. Er habe daheim einen kranken Kameraden. Er hatte aber noch ein anderes Gläslein von gleicher Größe und Gestalt in der Tasche, darin war Brunnenwasser, so viel als man Branntwein bekommt für sechs Kreuzer. Als er in das leere Gläslein den Branntwein bekommen hatte, steckte er es zu dem andern in die nämliche Tasche und gab dem Wirth einen Sechser, der war falsch. Als er aber schon an der Thüre war, während der Wirth den Sechser umkehrte, rief er dem Soldaten: „Guter Freund, euer Sechser ist falsch auf der andern Seite. Gebt mir einen andern.“ Der Soldat stellt sich schrecklich erbost über den Spitzbuben, der ihm den falschen Sechser gegeben hatte, u. zum Unglück hatte er keinen andern bei sich. Er wollte aber sogleich einen holen. — „Nein, sagte der Wirth, so ist nicht gewettet. Gebt den Branntwein wieder heraus und holt zuerst das Geld.“ Da stellte ihm der Soldat das Gläslein mit dem Brunnenwasser auf den Tisch, und ging und kam nicht wieder. Abends kam der Unteroffizier.

„Ei, seid ihr es?“ sagte der Wirth und lachte

aus vollem Halse. „Was gilt, ihr wollt mir einen Thaler bringen.“ Der Unteroffizier aber lächelte nur, zwar etwas spöttisch, und sagte: „Nein ich will einen holen. Versucht einmal euren Branntwein, ob er nicht schmeckt accurat wie Brunnenwasser.“ Da wußte der Wirth vor Verwunderung und Beschämung nicht was er sagen wollte. Der Unteroffizier aber sagte spöttisch: „Euch ist Keiner schlau genug.“ Also hatte er den Thaler gewonnen, doch durfte der Wirth sechs Kreuzer davon abziehen, was der Branntwein kostete, und bekam, wie das Sprichwort sagt, zum Schaden den Spott.

### Geistesgegenwart.

Im Jahre 1649 — ein Jahr nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges — sollte ein niederösterreichischer Landmann den der Obrigkeit gebührenden Jahreszins in der Stadt abliefern. Der Bauer trug nichts als einen starken Stock in der Hand, das war seine einzige Waffe. Auf halbem Wege in einem Walde sprang plötzlich ein bewaffneter Reiter daher und verlangte von dem Landmann das Geld oder das Leben. In den wehmüthigsten Ausdrücken schilderte Letzterer seine Lage, wenn er ohne Geld zur Obrigkeit käme, welche ihm nicht glauben würde, daß er den Zins hätte hergeben müssen. Dies alles rührte den Räuber jedoch nicht im geringsten; er zog seine beiden Pistolen und drohte den Landmann alsbald niederzuschießen, wenn er den Beutel nicht unverzüglich herausgebe. Da kam dem Bauern ein rettender Gedanke. „Hier habt Ihr das Geld“, sagte er; „aber nun thut mir den Gefallen und helft mir auch aus meinem Elende“. Schmunzelnd steckte der Räuber das Geld in die Satteltasche und erwiderte: „Womit kann ich dienen?“ „Nehmt Eure Pistolen“, antwortete der Bauer, „und schießt mit der einen hier oben durch meinen Hut, mit der andern aber durch meinen Kittel. Ich werde diese alsdann der Obrigkeit zeigen und sie wird dann einsehen, daß ich das Geld nicht gutwillig

hergab“. Der Räuber ließ sich nach einigem Besinnen zu dem Vorschlage bewegen. Kaum hatte er jedoch seine beiden Schüsse abgefeuert, so griff der Bauer, welcher zur Empfangnahme seiner Kleidungsstücke dicht an das Pferd des Räubers herangetreten war, den Letzteren am Gürtel und riß ihn vom Pferde herab zur Erde. Zwar zog der Räuber den Dolch und wollte sich wehren; aber durch den Sturz vom Pferde war er schwindelig geworden und dazu fielen die Schläge des Bauern hageldicht auf den Kopf des Strauchdiebes, so daß er zusammenbrach und den Geist aufgab. Nun ergriff der Bauer das Pferd des Räubers beim Zügel und eilte der Stadt zu. Hier stellte es sich heraus, daß in dem Mantelsack des erschlagenen Räubers noch viel Geld und Kostbarkeiten verborgen waren und daß der Bauer einen sehr gefährlichen Spitzbuben durch seine Geistesgegenwart unschädlich gemacht hatte.

Die Obrigkeit lobte deshalb den Landmann und entließ ihn wohlbeschenkt nach Hause.

### Heber Träume.

In Hebels ungedruckten Papieren findet sich folgende Aufzeichnung:

Den 5. Januar 1805.  
Sehr oft gibt mir der Traum meine Mutter wieder, und ich bekomme sie immer nur unter einer von zwei Gestalten. Entweder ist sie erzürnt und will nichts von mir wissen, oder sie erscheint in der Verklärung der höchsten mütterlichen Milde und hat Vergnügen an meinen Liebkosungen. Immer habe ich das Bewußtsein dabei, daß ich sie lange entbehrt habe, und das Gefühl, daß ich sie nicht lange haben werde, aber nie frage ich mich, wo sie bisher war, oder wie sie mir wieder worden ist. Es ist mir dunkel zu Sinne, als ob ich bisher nicht gewußt hätte, daß sie noch lebe.



Versucht einmal Euren Branntwein, ob er nicht schmeckt wie Wasser.

she never was under one of two shapes. Either she is angry and will know nothing of me, or she appears in the transfiguration of the highest maternal mildness and has pleasure in my caresses. I am always conscious of this, that I have long been without her, and the feeling, that I shall not long have her, but I never ask myself, where she has been hitherto, or how she has become mine again. It is dark to my mind, as if I had never known that she still lived.

## Die Wassersnoth.

Im September 1881 fanden in der nördlichen

lischer aber für uns am Rhein wurde die Sache im Oktober und November. Im südlichen Schwarzwalde stürzten förmliche Wolkenbrüche nieder; allein da die Schweiz verschont blieb, fand am Oberrhein keine gefährliche Anschwellung statt. Der Neckar, der Main, die Mosel, Nahe und Lahn führten jedoch dem Mittelrhein eine gewaltige Fluthwelle zu und so erreichte der Fluß in den letzten Novembertagen vom Main bis zur Ruhr den höchsten Wasserstand des Jahrhunderts.

Der Dezember hatte reichlichen Schneefall gebracht und als nun am 2. Weihnachtstage ein Föhnsturm mit starken Regengüssen über die Alpen hereinbrach, stieg die Temperatur urplötzlich, die Schneemassen auf den Bergen des Schwarzwaldes schmolzen, unter der Schneedecke war der getränkte Boden gefroren, die Wassermassen



Orban in der Pfalz

Nach einer Photographie von Heinrichs Nachfolger und G. Saam in Frankenthal.

Schweiz, im Bodenseebcken und im südlichen Schwarzwalde gewaltige Regengüsse statt; das Wasser verlief sich aber rasch, so daß es keinerlei Schaden anrichtete. In der 2. Hälfte des Februar 1882 zeigten viele Pegel am Rhein den bis dahin bekannten niedersten Wasserstand, so daß die Schiffer mit banger Sorge dem Sommer entgegen sahen.

Es kam aber ganz anders als man befürchtete. Der Sommer, reich an schroffen Temperaturwechseln, brachte gewaltige Gewitter mit Sturm und Hagelschlag und bis zum Schluß des Jahres ergoß sich fast ununterbrochener Regen. Schon im September wurden Tyrol und Krain von Ueberschwemmungen heimgesucht und die kleinen Schwarzwaldflüsse schwellen an. Bedenk-



Friesenheim in der Pfalz.

Nach einer Photographie von Heinrichs Nachfolger u. G. Saam in Frankenthal.

stürzten herab und so kam in der kurzen Zeit von 36 Stunden die Noth über das ober-rheinische Gebiet. Die Kinzig, Murg und Ill schwellen an, von dem Zusammenflusse der Aar mit dem Rheine wälzte sich eine riesige Fluthwelle herab, welche auf die Wasser des hochangelaufenen Neckars traf.

Glücklicherweise war diese Wasserfluth schon im Ablauf begriffen, als die Fluthwelle des Maines anlangte. Da nun zugleich die Dammbücke in der Rheinpfalz Abzug verschafften, und die Mosel dieses Mal nicht so stark anlief, so kam Mittel- und Niederrhein glimpflicher davon, während der Oberrhein härter betroffen wurde.

Im November litt hauptsächlich die Rheinpfalz, die Mainzer Gegend und der Rheingau bis nach Düsseldorf und weiter hinab.



Edigheim in der Pfalz.

Nach einer Photographie von Heinrichs Nachfolger u. G. Saam in Frankenthal.



Bobenheim in der Pfalz.

Nach einer Photographie von Jean Schramm in Worms.

Gegen die Jahreswende aber wurde Baden, die bayerische Rheinniederung u. das hessische Gebiet von der Katastrophe schwer betroffen. Damnbrüche, Zerstörung der Wasserbauten, Unterbrechung der Eisenbahnverbindungen, Wegschwemmung der Feldfrüchte, Häusereinstürze und leider auch Verluste an Menschenleben waren die traurigen Folgen der Katastrophe von Basel hinab bis zur holländischen Grenze.

Für diejenigen seiner Leser, die glücklicherweise von der grimmigen Noth verschont wurden und denen der traurige Anblick erspart blieb, hat der Hausfreund ein paar Bilder der Ueberschwemmung nach Photographien herstellen lassen. Es wird wohl Mancher, wenn er dieselben betrachtet, noch nachträglich ein tief-



Mörsch in der Pfalz.

Nach einer Photographie von Heinrichs Nachfolger u. G. Saam in Frankenthal.

nur trinken mag er keines!

So kommt es, daß wenn das Wasser hereinbricht, nicht wie an anderen Orten gemurmelt u. geklagt wird, o nein, das ist dann eine Art Volksfest, die Jugend jubelt, die Alten feiern; denn alle im Parterre befindlichen Geschäfte ruhen — der Backofen des Bäckers und der Kessel des Seifensieders sind mit der gleichen trüben Brühe gefüllt. Der Unterricht hört auf; denn man kann doch die Klassiker nicht übersetzen, wenn der Katheder vom Wasser umfluthet ist. Außerdem ist man in diesem Klein-Venedig auf's Hochwasser prächtig eingerichtet und in jedem Hause hat man die nöthigen Luft- und Wasserrequisiten. Nun dieses Jahr kam die Sindfluth 3mal über Wertheim, das ist etwas viel und darum kein Wunder, daß da



Hoffheim, Großh. Hessen

Nach einer Photographie von Jean Schramm in Worms.

gefühltes „Gottseidant“ aussprechen. — Bei all' dem Unglück brachte die Wassersnoth doch auch manches heitere Bild zu Tage, u. so will denn der Hausfreund nach dem Traurigen, was er berichtet, auch ein paar heitere Vorfälle erzählen und zwar aus unserer lieben Stadt Wertheim, die am äußersten Zipfel des badischen Ländleins in herrlicher Gegend liegt und nicht allein prächtige Weine und delikate Bratwürste produziert, sondern deren Bewohner auch im Besitze eines urwüchsigten, unverwüsthlichen Humors sind, den sie selbst dann nicht verlieren, wenn die „Oberländer Wächs“, d. h. das Steigen des Tauberflusses sie auf die Speicher treibt oder das liebe Mainwasser ihnen das Herdfeuer auslöscht. Was machen sie sich daraus — es läuft ja wieder ab und so ein ächter Wertheimer ist eigentlich eine Art Frosch — ein



Feuerwehrrübung auf dem Markttag in Wehrheim bei Hochwasser.

mancherlei passirte. Daß der Briefträger im Rahn fährt, und daß auf seinen Pfiff die Fenster öffnen und an Stricken die Poststücke hinaufziehen, ist ebenso natürlich, als daß Brod und Fleisch in Körben zu den Fenstern hineingezogen und das Geld hinabpedirt wird.

Selbstverständlich zieht dann der biedere Wehrheimer per Rahn in die gewohnte Stammkneipe, steigt auf der Leiter gemüthlich zum Fenster hinein und muß dort geduldig so lange trinkend verharren, bis es dem Rahnführer beliebt, ihn wieder abzuholen. — Nun das sind ganz gewöhnliche Hochwasservorkommnisse. Da giebt es doch noch merkwürdigere Erlebnisse, z. B. eine Feuerwehrrübung bei Hochwasser, wie sie unser Bild darstellt, ist doch sicherlich etwas ganz Absonderliches.



Ein Testament, welches durch das Fenster aufgenommen wird, dürfte auch selten vorkommen, besonders wenn der dicke Notar im Fensterrahmen stecken bleibt u. nur mit vieler Mühe wieder „losgeei“ werden muß. Das war eine recht fatale Lage, in welche der Herr gerieth — aber noch übler daran war ein gelehrter Professor, der des Wassers wegen „kein Collegium“ halten konnte und nun den Galanten spielen wollte. In Ermangelung eines Rahnes wurde ein aus Balken rasch zusammengezimmertes Floß benützt, um einige junge Damen zu einer unverstehbaren Kaffeegesellschaft über das böse Wasser zu führen. Unser liebenswürdiger Schwemmer wollte den „holden Schiffer“ spielen, trat, um Raum zu machen, auf den lehen Balken u. — plumps lag er in dem schmutzigen Gewässer. Unverzagt

wollte er sich als gewandter Turner wieder aufschwingen, aber — o weh — das Floß kippte um und die liebe Fracht stürzte in die gelbe Fluth. Den Dank, den er erhalten — begehrt der Hausfreund nicht zu wissen.



Der Weg zum Wirthshaus bei Hochwasser in Wertheim.

(denn bei Hochwasser ist ganz endlich an's Land gebracht.

Immerhin ist es dem galanten Jugendbildner noch besser ergangen, als einem wohlbeleibten Metzgermeister und Bratwurstfabrikanten, der des Nachmittags wegen des gewohnten Tarok zum Nachbar Bäcker fahren wollte. Er bediente sich als Fahrzeug eines runden Waschzuber's, der, kaum vom Stapel gelassen, sich in wirbelnden Kreisen zu drehen begann. Dem biedern Seeschiffer wird es bald grün und gelb vor den Augen, er fällt um, hält sich an seinem Zuber und schreit jämmerlich um Hülfe. Die treue Gattin wirft dem Verzweifelnden einen Rettungsstrick zu, die herbeigeeilten Gesellen, Lehrbuben und Schwiegermütter ziehen vereint mit den Kindern den gefährdeten Hausvater mit gewaltiger Anstrengung wieder hinauf zur sichern Höhe, da — als die theure und schwere Last fast das rettende Fenster des obern Stockwerks erreicht hat, reißt der Strick und mit gewaltigem Platschen fällt die Fettmasse in die schäumende Fluth, die haushoch aufspritzt. Unter gewaltigem Jubel der ganzen Nachbarschaft



So nimmt der Notar das Testament auf.

Wertheim am Fenster), wurde der schiffbrüchige Dreihundertpfünder



Des Notars Kopf und Arm ging hinein, aber was nachfolgte, blieb stecken

Ein kluger Mann war der Herr Photograph, den der Hausfreund nach Wertheim geschickt, um das Bild der überflutheten Stadt aufzunehmen. Als der Kahn, in welchem er seine Arbeit begann, bedenklich zu schwanken anfing, denkt er: „Das Wasser hat keine Balken“, kehrt kurzweg heim zu Muttern und erklärt ein anderer machen, die Arbeit möge ein anderer machen, er sei Landphotograph u. habe auf dem Wasser nichts zu thun.

So ging's in Wertheim. Die lieben Wertheimer werden aber denken, was zu viel, ist ungesund und wenn man 3mal überschwemmt wird, da hört auch beim lustigsten Froschmenschen der Humor auf — drum wünscht ihnen der Hausfreund jetzt sieben fette, aber dennoch trockene Jahre, während welchen hoffentlich die Erhöhung der Uferböschungen durchgeführt sein wird und des Hausfreunds Bild als letzte Stadtüberschwemmung der Geschichte des schönen Tauberstädtchens angehört.



Es fällt die Fettmasse in die schäumende Fluth.

## Großherzog Friedrich von Baden und sein Enkel, der Herzog von Schoonen.

Es giebt gewisse Bilder, die uns schon beim ersten Anblicke freudig überraschen u. fort u. fort einen unwiderstehlichen Zauber auf unser Auge üben. Diese wohlthunende Wirkung beruht offenbar darauf, daß dieselben einfach und klar einen Gedanken sichtbarlich darstellen, der viel mehr dem Herzen, als dem Verstande entstammt. Solche Gedanken lassen sich nämlich besser malen als aussprechen. Ein Bild solcher Art legt der Hausfreund dem Leser hier vor; es hat den Augenblick erfaßt, wo unser geliebter Landesfürst seinen Enkel lächelnd auf dem Knie wiegt. Und welches ist der Gedanke, der diesem Konterfei zu Grunde liegt? Er läßt sich vielleicht andeuten in den 2 Worten: „Großvaters Freuden.“ Und wie rein, wie innig kommt dieser Gedanke zur Anschauung! Will denn der kleine Her-

zog dem Ahn aufzählen, was Edles und Großes er später alles vollbringen wird? Will denn der glückliche Großpapa



fragen: „Magst du nicht warten, kleiner Schelm bis du singenkannst: mein Arm ist stark und groß mein Muth, gib Vater mir ein Schwert?“

Dieser packenden Wirkung ist es denn auch zuzuschreiben, warum die Photographie, der unser Bild entnommen, im Volke eine so rasche Verbreitung gefunden.

Überdies ist es eine liebliche Scene deutschen Familienlebens, das in seiner ganzen Innigkeit von den Stufen unseres Fürstenthrones uns entgegenstrahlt. Möge solches fortan blühen und gedeihen bei Fürst und Volk und sich stets erweisen als die reinste Quelle irdischer Glückseligkeit!

### Die Verjüngung.

Die Jugend ist des Lebens Blüthe:  
Da fließt des Glückes Born so rein,  
Weil vor dem kindlichen Gemüthe  
Die Welt sich hüllt in Zauberschein,  
Und weil der Zukunft weite Räume  
Sich öffnen für die Hoffnungsträume.

Doch ach, wie schnell ist er zerronnen,  
Der Zauber unsrer Frühlingszeit!  
Kaum ist der Glückeslauf begonnen,  
Da naht der Frost der Wirklichkeit:  
Und von den Hoffnungsblüthen allen  
Sind bald die schönsten abgefallen.

Nur wer der eig'nen Jugendblüthe  
In seinem Sprößling wird gewahr,  
Verjüngt sein alterndes Gemüthe  
Im Glück der muntern Kinderschar:  
Dem Vater steht in frohem Hoffen  
Die Welt zum zweiten Male offen.

Doch, wem ein Enkel ward gegeben,  
Der lächelnd ihm im Schoße lag,  
Dem blüht ein dreifach junges Leben;  
Denn in des Kindes Herzensschlag  
Süht er sein Blut mit Wohlgefallen  
Durch kommende Geschlechter wallen.

Zengerte.



## Die drei badischen Minister.

(Aus dem Badischen Landeskalender, Verlag von J. Rang in Zaubersbischhofshelm. Preis 20 Pfennig.)

Im Frühjahr 1881 hat unser badisches Ministerkollegium eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Nachdem schon am 13. April das bisherige Mitglied des Staatsministeriums ohne Portefeuille, Wirtl. Geheimrath und Präsident des Evang. Oberkirchenraths Kühlin in den Ruhestand getreten war, erfolgte, am 20. April, gleichzeitig mit der Aufhebung des Handelsministeriums, der Vertheilung der bisherigen Aufgaben desselben auf die Ministerien der Finanzen, sowie des Innern und der Uebertragung des dem letzteren Ministerium bisher zugetheilt gewesenen Kultus- und Unterrichts auf das Justizministerium, der Rücktritt der Ministerialpräsidenten Stöffer und Grimm, die Uebernahme des Ministeriums des Innern durch Staatsminister Turban und die Berufung des bisherigen Oberschulrathsdirektors Roff zur Leitung des neu benannten Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts, während der Präsident des Finanzministeriums, Wirtl. Geheimrath Ellstätter, an der Spitze seines bisherigen Ressorts verblieb.

Wir glauben uns den Dank unserer Leser zu erwerben, indem wir ihnen nachfolgend die Gestalten der drei höchsten Beamten unseres Landes, welche unserem Großherzog beratend zur Seite stehen, in Wort und Bild vorführen.

In allerletzter Zeit ist zwar die Zahl der Mitglieder des Staatsministeriums durch den Zutritt des Ministerialdirektors Eisenlohr vermehrt worden; es war aber schon zu spät für unseren diesjährigen Badischen Landeskalender, weshalb wir uns auf das Versprechen beschränken müssen, dem Letzgenannten in unserem nächstjährigen Kalender ein Blatt zu widmen.

### Staatsminister L. Turban,

Präsident des Gr. Staatsministeriums u. des Ministeriums des Innern

Staatsminister Ludwig Turban ist am 5. Oktober 1821 zu Bretten geboren. Nachdem er seinen Vater, der dort Stadtpfarrer war, in frühem Kindesalter verloren, verbrachte er im schlichtbürgerlichen Kreise des großelterlichen Hauses unter der Obhut seiner durch Geist und Herzensgüte ausgezeichneten Mutter die Schulzeit am Lyceum (Gymnasium) in Karlsruhe. Im Spätjahr 1839 zur Universität entlassen, studierte er in Heidelberg zuerst zwei Semester lang Philologie, wandte sich aber dann der Jurisprudenz zu, in welcher namentlich v. Wangerow und Zacharia seine Lehrer waren. Größere Reisen, die er im Jahr 1843/44 durch Frankreich und Italien unternahm, dienten ihm zur Erweiterung und Vertiefung seiner Studien. Nachdem er die letzteren im darauffolgenden Jahre auf den Hochschulen zu Heidelberg und Berlin zum Abschusse gebracht, bestand er im Spätjahr 1845 die Staatsprüfung, welcher sich damals nicht weniger als 62 Candidaten unterzogen hatten, mit glänzendem Erfolge, indem er unter den 14 Recipierten die zweite Stelle erlangte.

Nach mehrjähriger Beschäftigung als Rechtspraktikant bei Gerichten und Verwaltungsstellen, welche alle in dem Lobe seiner Tüchtigkeit, Gewandtheit und Zuverlässigkeit übereinstimmten, und zeitweiliger Verwendung bei der Badischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt a. M., welsch' letztere Thätigkeit für seine Kenntniß der politischen Zustände des Vaterlandes von hohem Werthe war, erhielt Turban seine erste Anstellung im Jahre 1851 als Ministerialsekretär bei dem Ministerium des Innern, wurde im folgenden Jahre zum Regierungsassessor bei der damaligen Regierung

des Unterhainkreises in Mannheim ernannt; 1854 der aus Anlaß des ausgebrochenen Kirchenkonflikts bestellten außerordentlichen Gesandtschaft an den päpstlichen Stuhl zu Rom, wie auch nach Abschluß des sog. Interims der für die Ordnung der Kirchenangelegenheiten niedergesetzten Immediatkommission in Karlsruhe als Hilfsarbeiter beigegeben und 1855 an die Regierung des Mittelhainkreises dasebst versetzt, wo er — seit 1856 mit dem Titel Regierungsrath — vornehmlich die Rechtspolizei und das Gewerbewesen respicierte. Als im Juni 1860 zur Besetzung des eben errichteten Handelsministeriums geschritten wurde, trat Turban als Ministerialrath in diese mit der Pflege der praktischen Volkswirtschaft (Landwirthschaft, Gewerbe, Schifffahrt, Wasser- und Straßenbau, Eisenbahnbau und -Betrieb) betraute Centralbehörde ein und übernahm als nächste Aufgabe die Vorbereitung und Bearbeitung eines neuen Gewerbegesetzes, welches 1862 ins Leben trat und nach dem Vorgange anderer Staaten (Oesterreich, Nassau, Bremen, Oldenburg, Sachsen) an Stelle der alten, bereits vielfach durchlöchernten, und nach allgemeiner Ueberzeugung unhaltbar gewordenen Zunftverfassung, sowie eines für Gewerbebestand und Staatsbehörden gleich mißlichen Concessionierungssystems auch für Baden die Gewerbefreiheit einführte. „Damit wurde einem jeden Staatsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts das natürliche Recht gewährleistet, von seinen Kräften und Fähigkeiten, von den erlangten Fertigkeiten und Kenntnissen, sowie von seinem Kapital je nach Neigung und Gelegenheit zum Erwerb jeden freien Gebrauch zu machen, der mit der Freiheit aller Anderen verträglich ist.“ Weiterhin wurde Turban mit dem gesammten Rechtsreferat betraut und als Correferent zu den auf die staatliche Pflege der Landwirthschaft und das Gewerbe gerichtete Aufgaben herangezogen, welche 1870 auf ihn, als Hauptreferenten dieser Geschäftszweige, übergingen. Die durch die Einführung des Polizeitrafgesetzbuches (1863) nöthig gewordene Revision der polizeilichen Vorschriften im ganzen Ressort des Handelsministeriums fiel ihm als Aufgabe zu; dann die ministerielle Mitwirkung bei der Neuorganisation des landwirthschaftlichen Vereinswesens, die Leitung der 1869 errichteten Ministerialkommission für die Feldbereinigung und seit 1870 auch der Vorsitz im Obergerichtsamte.

Bei der Pariser Weltausstellung von 1867 fungierte Turban als Vicepräsident der badischen Ausstellungskommission, bei den Vorbereitungen der Wiener Weltausstellung als Mitglied der deutschen Reichskommission. In diesen Berufsarbeiten fand er auch Stoff und Anlaß zu literarischer Thätigkeit als Mitarbeiter an verschiedenen fachwissenschaftlichen Zeitschriften und als Herausgeber einer commentirten Ausgabe des Bad. Gewerbegesetzes von 1862 und der Norddeutschen Gewerbeordnung mit dem Badischen Einführungsgefes von 1871.

Mit der Vertretung des oben genannten Entwurfs eines Gewerbegesetzes im Landtag (1861) hatte auch die parlamentarische Wirksamkeit Turban's ihren Anfang genommen. Von da an war er auf allen Landtagen in Thätigkeit, theils als Regierungskommissär, theils als erwählter Abgeordneter zur II. Kammer. In letzterer Eigenschaft vertrat er 1866 bis 1870 die Stadt Lahr, 1873—1881 den 23. Wahlbezirk (Nemter Wolfach und Triberg). Seine politische Richtung führte ihn in die Reihen der national-gefinnten, gemäßigten Liberalen. Bei der 1868 erfolgten durchgreifenden Reform der

Volksschulgesetzgebung war er der Berichterstatter der Commission der II. Kammer.

Auch zu den Arbeiten der durch die neuere Gesetzgebung geschaffenen Selbstverwaltungskörper in Kreis, Gemeinde und Kirche berief ihn das Vertrauen der Mitbürger; eine Reihe von Jahren hindurch führte er den Vorsitz im evangel. Ortsschulrath, sowie die Inspektion über das Gymnasium, die höhere Bürgerschule und das Realgymnasium der Residenzstadt, um deren Schulwesen er sich dauernde Verdienste erworben hat.

Im Jahre 1872 wurde Turban durch das Vertrauen des Landesfürsten als Präsident des Handelsministeriums in den obersten Rath der Krone berufen, womit zugleich sein Eintritt in den Bundesrath erfolgt ist, u. 1876 nach dem Rücktritt Jolly's unter gleichzeitiger Verlassung des innehabenden Portefeuilles zum Staatsminister und Präsidenten des Staats-

der Behördenorganisation das Handelsministerium nach einer zwanzigjährigen, erproblichen Wirksamkeit aufgehoben wurde, übernahm Turban neben dem Präsidium des Staatsministeriums an Stelle des zurückgetretenen Präsidenten Stöffer die Leitung des Ministeriums des Innern, mit dessen Geschäftskreis die bisherigen Aufgaben des Handelsministeriums, (ausgenommen das Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen), vereinigt wurden. Da Turban früher eine Reihe von Jahren im Gebiete der inneren Verwaltung thätig gewesen war, so trat er mit vollkommener Sachkenntnis das neu übernommene Ressort an, welches in allen volkswirtschaftlichen Materien nunmehr eine einheitlichere Gestaltung gewonnen hat.

Das politische Programm, auf welches hin Turban 1876 an die Spitze der Regierung berufen wurde, liegt vorgezeichnet in dem damaligen Auftrage des



Präsident Hoff.

Staatsminister Turban.

Präsident Estätter.

ministeriums erhoben. Von den unter seiner Leitung des Handelsministeriums zur Ausführung gelangten Arbeiten mögen hier erwähnt werden: die Vollendung des Baues der Schwarzwaldbahn, der Hafen- und Bahnanlagen in Mannheim, der Neckthalbahn, der Rheinverbindungsbahnen Altbreisach-Colmar, Müllheim-Mühlhausen und der Leopoldshafen-Hünningen, der Neckarthalbahn u. darunter die Neckarbrücke zu Heidelberg, der Kraichgauthalbahn u. der Friedrichsfeld-Schweyung. Bahn; ferner die Bearbeitung einer neuen topographischen Karte des Großherzogthums, die Erlassung eines Gesetzes über die Benützung und Instandhaltung der Gewässer, die Neuorganisation des Landeskulturwesens, die Reform der Handelstammern, die Errichtung der Kunstgewerbeschule, sowie der Schnitzerschule und der Uhrmacherschule in Furtwangen.

Als im Jahr 1881 im Interesse einer Vereinfachung

Großherzogs:

„auf der Grundlage der bisher maßgebend gewesenen Richtung der Regierung sowohl in Betreff der inneren Pol'itik, als auch in Bezug auf die nationalen Entwicklungsaufgaben ein freisinniges Ministerium neu zu bilden.“

Staatsminister Turban ist diesem Programm, unbeeinträchtigt durch die Strömungen des Tages, jederzeit treu geblieben, gestützt auf das unerschütterte Vertrauen des Landesherrn, welchem er seinerseits mit wahrhaft begeisterungsvoller Verehrung ergeben ist.

Als äußeres Zeichen der landesfürstlichen Huld ist Turban das Großkreuz des Zähringer Löwenordens mit der goldenen Kette verliehen worden. Außerdem schmückt seine Brust eine Reihe der höchsten Auszeichnungen auswärtiger Souveräne, so der Preuß. Rother Adlerorden I. Klasse mit dem Emailleband des Kronen-

ordens, die Großkreuze des Hessischen Ordens Philipps des Großmüthigen, des Italienischen St. Mauritius- und Lazarusordens, des Norwegischen St. Olaf-Ordens, des Russischen St. Wladimir-Ordens, des Oesterreichischen Franz-Joseph-Ordens, des Württembergischen Kronenordens u. a. m.

## Wirkl. Geheimerath M. Ellstätter,

Präsident des Gr. Finanzministeriums.

Moriz Ellstätter wurde am 11. März 1827 zu Karlsruhe als der Sohn jüdischer Eltern geboren. Sein Vater gehörte mit zu denen, welche die für das Gewerbsleben der Residenzstadt so bedeutungsvoll gewordene Möbelfabrikation ins Leben riefen. Da der Sohn auf dem Gymnasium sich durch gute Begabung und Verneifer hervorthat, bestimmte ihn der Vater für den Anwaltsberuf und ließ ihn deshalb auf den Universitäten Heidelberg und Bonn die Rechtswissenschaft studieren. Im Spätjahr 1849 bestand der junge Ellstätter die Staatsprüfung und wurde Rechtspraktikant. Allein mit der Anwaltschaft sah es bedenklich aus. Die rückläufige politische Strömung der 50er Jahre wandte sich auch gegen das Advokatenhum, insbesondere aber gegen die Vetheiligung von Juden an demselben, wie überhaupt an öffentlichen Aemtern. Als Ellstätter sich um Zulassung zur Anwaltschaft bewarb, wurde ihm zu erkennen gegeben, daß er dazu keine Aussicht habe. Er beschloß deshalb, sich dem commerciellen Berufe zuzuwenden, und zwar war seine Absicht darauf gerichtet, in einer der damals zahlreich entstehenden Bankunternehmungen Stellung zu erhalten. Durch besondere Empfehlung gelang es ihm im Mai 1856, bei David Hansemann in Berlin Aufnahme zu finden, welcher ihn in seiner aus erweiterter Grundlaae aufgerichteten „Discountgesellschaft“ anstellte. Diese Wandlung seines Lebenslaufs war für Ellstätter nach allen Richtungen entscheidend. Nicht nur, daß ihm seine neue Berufsthätigkeit in einem mit den Hauptplätzen des europäischen Marktes in Verbindung stehenden Institute werthvolle Einblicke in die große Verkehrsbewegung gestattete, daß der Aufenthalt in Berlin dem Süddeutschen neue Gesichtskreise eröffnete, ihm, die Macht und Bedeutung des preussischen Staates vor Augen treten und überhaupt die Tüchtigkeit norddeutschen Wesens erkennen ließ — auch in anderer Beziehung war die mehrjährige Berliner Thätigkeit für ihn von Bedeutsamkeit. Von der hervorragenden Persönlichkeit Hansemann's abgesehen, der ihn seines freundschaftlichen Wohlwollens würdigte, ihn in seinen Familienkreis zog und ihm damit reiche Gelegenheit zur Anknüpfung interessanter geselliger und persönlich schätzbare Beziehungen bot, lernte Ellstätter bei seinem Eintritt in die Discountgesellschaft seinen 20 Jahre älteren Landsmann Karl Mathy kennen, welcher nach schweren politischen Kämpfen ein Jahr zuvor ebenfalls in dem genannten Institute Anstellung gefunden hatte. Im März 1856 verlor Mathy das einzige ihm noch geliebene Kind, einen hoffnungsvollen Sohn, und es mag dies mit ein Grund gewesen sein, daß er und seine Frau mit fast elterlicher Zuneigung sich des jungen Ellstätter annahm, welcher bald der tägliche Genosse ihrer anmuthigen Häuslichkeit wurde. In Mathy's Umgang wurde er bald mit vielen Politikern und sonstigen hervorragenden Persönlichkeiten der preussischen Hauptstadt bekannt und auf solche Weise in allen staatspolitischen und wirtschaftlichen Fragen, welche man in diesen Kreisen diskutirte, gewissermaßen praktisch unterwiesen. Zu Neujahr 1858 schied Mathy aus der Discountgesellschaft aus, um nach Gotha überzusiedeln,

von wo er sich später nach Leipzig wandte. Für Ellstätter selbst bot sich im Jahr 1859 Aussicht, zur Advokatur in der badischen Heimath zugelassen zu werden. Er kehrte sofort zurück und wurde Anwalt in Durlach, als welcher er 1863 die Bewilligung erhielt, die Praxis auch in Karlsruhe ausüben zu dürfen. Im Jahr 1864 trat eine neue Justizorganisation ins Leben, bei welcher zum ersten Male in Baden auch Israeliten anstandslos in den Staatsdienst übernommen wurden. Auch Ellstätter wurde der Eintritt freigestellt, und da ihm der Anwaltsberuf nicht sonderlich zusagte, nahm er die ihm angebotene Stelle als Assessor bei dem Kreis- und Hofgericht Mannheim gerne an. 1865 erfolgte seine Beförderung zum Kreisgerichtsrath. Nach Beendigung des Krieges von 1866 trat in Baden ein Kabinettswechsel ein. Mathy, welcher bereits im Jahre 1862 in den badischen Staatsdienst zurückberufen worden war und zunächst die Stelle des Chefs der Hofdomänenkammer, später des Handelsministeriums bekleidet hatte, trat an die Spitze des Staatsministeriums, indem er zugleich die Leitung des Finanzministeriums übernahm. Als bald nach Mathy's Amtsantritt wurde auf seinen Wunsch der frühere Mitarbeiter in der Discountgesellschaft, Moriz Ellstätter, von dessen umfassender Kenntniß des Geschäftslebens und der Verhältnisse des großen Verkehrs der neue Finanzminister eine wesentliche Unterstützung bei Inangriffnahme der seiner harrenden schwierigen Aufgaben sich versprach, als Ministerialrath in das Finanzministerium berufen. Als nach dem unerwartet raschen Hinscheiden Mathy's im Februar 1868 der bisherige Minister des Innern, Jolly, an die Spitze der Regierung trat, schlug er dem Großherzog die Berufung Ellstätters als Nachfolger in dem Portfeuille der Finanzen vor. Der Großherzog genehmigte den Vorschlag, Ellstätter selbst aber unterzür sich im Hinblick auf den Umfang der zu bewältigenden dienstlichen Aufgaben und der besonderen Schwierigkeiten, die seiner Person in so hohem Amte warten würden, nur mit schwerer Sorge dem ehrenvollen Auftrage. Indessen durfte er schon nach kurzer Zeit die Ueberzeugung gewinnen, daß er nicht nur das Vertrauen des Landesherrn, in dessen unveränderter Gnade er jederzeit die wirksamste Unterstützung fand, sondern auch der Landesvertretung in vollem Maße besitze.

In die erste Zeit seiner Amtsführung fällt der Vollzug der neuen Katastrirung des landwirthschaftlichen Geländes und der Gebäude, sowie die formale Umgestaltung der Budgetvorlage, welcher Ellstätter eine klarere, übersichtlichere Fassung zu geben bestrebt war. Die mit den Mitteln der französischen Kriegscontribution durchgeführte Schuldentilgung und der damit erzielte Wegfall lästiger Zinsverbindlichkeiten ermöglichten eine beträchtliche Erleichterung des Etats der ordentlichen Staatsausgaben, so daß nicht nur eine Reihe nützlicher Unternehmungen ins Leben gerufen, sondern auch eine durchgreifende Verbesserung der Gehalte aller Beamten und Angestellten herbeigeführt werden konnte. Hand in Hand mit dieser Besserstellung ging das Bestreben, die Behördenorganisation thunlichst zu vereinfachen, in welcher Beziehung im Bereiche der Finanzverwaltung sowohl, als der übrigen Ressorts bis an die Grenze des Möglichen gegangen wurde. Als eine seiner Hauptaufgaben betrachtete Ellstätter die Verbesserung des Steuersystems. Nachdem die von ihm versuchte Einführung einer Einkommensteuer an dem Votum der ersten Kammer gescheitert war, nahm er die Umbildung der bestehenden Klassen-, Gewerbe- und Kapitalsteuer in Angriff. An die Stelle der letzteren trat die Kapital-

rentensteuer, während die beiden ersteren zu einer gemeinsamen Steuergattung, der Erwerbsteuer, vereinigt wurden. Von den indirekten Steuern wurde insbesondere die Weinsteuer reformiert. Gesetze über Erhöhung von Pensionen und Wittwengehalten, sodann über die rechtliche Stellung der sogen. Staatsangestellten (Subalternbeamten) verbesserten die Lage des Beamtenthums. Gesetze über die Errichtung einer Oberrechnungskammer, wie über die Verwaltung der Staats-Einnahmen und -Ausgaben (Statgesetz) gaben der Verwaltung des Staatsvermögens eine gesicherte Grundlage und verstärkten die bestehenden Control-einrichtungen.

Neben diesen gesetzgeberischen Arbeiten ließ sich Ellstätter die Ordnung, Sicherheit und Prosperität des Staatshaushalts nach jeder Richtung angelegen sein; seinen Bemühungen ist es vorzugsweise zu verdanken, daß, abgesehen von der Eisenbahnschuld, eine eigentliche Staatsschuld Wadens überhaupt nicht mehr existiert und der Kredit unseres Landes fortgesetzt als ein vorzüglicher gelten darf.

Eine neue bedeutungsvolle Aufgabe erwuchs Ellstätter im Jahre 1881. Infolge der Aufhebung des Handelsministeriums wurde er oberster Leiter des Eisenbahnwesens. Als solcher führte er sich auf dem letzten Landtage durch den Gesetzesvorschlag wegen Erbauung der vielumstrittenen Höllenthalbahn ein und erlangte hiezu die Zustimmung der Kammern.

Aber nicht nur für die engere Heimath, sondern auch für den inneren Ausbau des neu erstandenen deutschen Reiches setzte Ellstätter seine bewährte Arbeitskraft ein. Seit 1871 Bevollmächtigter des Bundesraths und während zweier Wahlperioden von je drei Jahren Mitglied des Reichsbankdirectoriums, hat er insbesondere bei den Gesetzentwürfen über die Ausprägung von Reichsgoldmünzen und über die deutsche Münzverfassung als Referent die Ausschüsseberichte erstattet.

Seinen Verdiensten entsprachen die Auszeichnungen, welche ihm in Gestalt von Titeln und Orden zu Theil wurden. S. K. H. der Großherzog ernannte ihn 1872 zum Staatsrath, 1876 zum Geheimen Rath I. Klasse mit dem Prädikate „Excellenz“ und ehrte ihn außerdem durch die Verleihung des Großkreuzes des Jähringer Löwenordens. Von auswärtigen Orden mögen das Großkreuz des Bayerischen Verdienstordens vom hlg. Michael und das Kommandeurkreuz des Preuß. Kronenordens mit Stern hier Erwähnung finden.

## W. Koff,

Präsident des Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts.

Präsident Wilhelm Koff ist am 30. November 1832 zu Bruchsal geboren als der jüngere Sohn des 1869 verstorbenen Gymnasiumsdirectors Anton Koff, eines der vortrefflichsten badischen Schulmänner der früheren Zeit, dessen Name noch heute von seinen ehemaligen Schülern in hohen Ehren gehalten wird. Unter des Vaters Leitung absolvierte Wilhelm Koff zunächst das vormalige Progymnasium in Bruchsal und, nachdem Ersterer 1848 zum Director des Gymnasiums in Freiburg befördert worden war, die Prima dieser letzteren Anstalt. Die juristischen Studien machte er an den Hochschulen zu Freiburg, Heidelberg und Bonn, theilweise gemeinschaftlich mit seinem nur um zwei Jahre älteren Bruder, dem jetzigen Oberlandesgerichtsrath Rudolf Koff in Karlsruhe. An der Bonner Universität lehrten damals noch Friedrich Christof Dahlmann und Ernst Moritz Arndt, die großen deutschen

Patrioten, deren Vorlesungen über Politik und vergleichende Völkergeschichte Koff mit Eifer besuchte. Ueberhaupt übten auf ihn neben der Jurisprudenz die historischen Fächer eine besondere Anziehungskraft aus und unter diesen waren es wieder die Gebiete der Literatur- und Kunstgeschichte, denen er sich mit Vorliebe zuwandte. 1854 unternahm er die erste, und 1857 die zweite juristische Staatsprüfung (bis 1854 war nur eine Prüfung vorgeschrieben) mit glänzendem Erfolge. Im darauffolgenden Jahre unternahm er eine größere Reise nach Frankreich und Italien, welche seinem ausgeprägten Kunstsinne reiche Befriedigung gewährte. Nachdem er in den nächsten Jahren nach seiner Rückkehr bei verschiedenen Gerichts- und Verwaltungsbehörden vorübergehende Verwendung gefunden, wurde er 1862 zum Sekretär bei dem neuerrichteten Oberschulrath ernannt. In dieser Stellung leistete er so vorzügliche Dienste, daß, als 1864 seine Beförderung zum Amtmann in Heidelberg erfolgte, der damalige Director Knies ihn nicht ziehen ließ, vielmehr die Rücknahme der höchsten Entschliebung und die Ernennung Koff's zum Collegialmitgliede des Oberschulraths — mit dem Titel Assessor — erwirkte. Aber schon im folgenden Jahre wurde Koff von Staatsrath Lamey, welcher die hervorragenden Fähigkeiten und die umfassende Bildung des ihm auch persönlich nahestehenden jungen Beamten an leitender Stelle zu verwerthen wünschte, in das Collegium des Ministeriums des Innern berufen, wo er das wichtige Rescript über die katholischen Kirchenangelegenheiten und das gesammte Unterrichtswesen einschließlich der Hochschulen übernahm. Es war namentlich die damals im besten Gange befindliche Neuorganisation unseres Volksschulwesens, welche Koff vielfach Gelegenheit bot, seinen regen Eifer und sein praktisches Verständniß für die Förderung der geistigen Entwicklung des Landes erfolgreich zu betheiligen. Im Jahre 1867, nachdem inzwischen Jolly an die Spitze des Ministeriums des Innern getreten war, wurde Koff zum Ministerialrath befördert und 1874 als Nachfolger Kent's zum Director des Oberschulraths ernannt. In seiner neuen Stellung fiel ihm als nächste Aufgabe die Durchführung der Gesetze vom 18. und 19. Februar 1874 zu, von welchen das erstere die Wiedereinführung des bis zum Jahr 1868 bestandenen obligatorischen Fortbildungsunterrichts zum Gegenstande hatte, während durch das zweite die Zahl der Hauptlehrerstellen erheblich vermehrt und überdies sämtliche Lehrergehälter bedeutend aufgebessert wurden. Daran reihte sich 1876 der Vollzug des Gesetzes vom 18. September d. J., der bedeutungsvollsten Novelle zum Elementarunterrichtsgesetze vom 8. März 1868, welche die bis dahin nur fakultativ gewesene Vereinigung der nach Confessionen getrennten Volksschulen allgemein vorschrieb. Auf Grund dieses Gesetzes wurden in ganz kurzer Zeit in 176 Gemeinden, in welchen Volksschulen verschiedener Bekenntnisse bestanden, einheitliche (sog. gemischte) Schulen eingerichtet, so daß diese mit den bereits auf Grund des Gesetzes vom 8. März 1868 eingeführten zusammen nunmehr die Zahl von 206 erreichten, während in etwa 1700 confessionell ungemischten Gemeinden auch jetzt noch nur Lehrer eines Bekenntnisses an der Volksschule wirken. Wenn die paritätische Schule, welche vor ihrer Einführung nicht Wenigen Anlaß zu lebhaften Besorgnissen gab, ohne nennenswerthe Schwierigkeiten sich Eingang verschafft und nach wenigen Jahren schon sich vollständig eingebürgert hat, so ist dies in erster Linie das Verdienst des Directors Koff, welcher Sorge trug, daß bei dem Vollzug des

neuen Gesetzes mit thunlichster Schonung und Rücksichtnahme auf confessionelle Besonderheiten vorgegangen und begründeten Beschwerden sofortige Abhilfe zu Theil wurde.

Der fraglichen Novelle folgte 1880 eine weitere, welche die Anstellung von Lehrerinnen an Volksschulen und die Regelung der Rechtsverhältnisse derselben zum Gegenstande hatte. Damit war die Gesetzgebung auf dem Gebiete des Elementarunterrichts im Wesentlichen zum Abschlusse gekommen. Nebenher gingen zahlreiche Ausführungsverordnungen von theilweise hervorragender Wichtigkeit, so insbesondere die Verordnungen über den Turnunterricht (1876) und über den Unterricht in weiblichen Arbeiten an Volksschulen (1879).

Das Mittelschulwesen erfuhr eine bedeutende Weiterentwicklung durch die landesherrl. Verordnung von 1877 über die Mittelschulen für die weibliche Jugend (höhere Mädchenschulen) und durch das Gesetz von 1879 über die Rechtsverhältnisse der an solchen Schulen angestellten Lehrerinnen. Für die männliche Jugend mußte, den dringenden Wünschen der betheiligten Gemeinden entsprechend, in einer Reihe von Fällen zur Errichtung neuer und zur Erweiterung bestehender Anstalten geschritten werden; so wurden insbesondere mehrere Pädagogien in Progymnasien und Anstalten der letzteren Gattung in Vollgymnasien umgewandelt.

Eine wirkliche Herzensangelegenheit aber bildete für Direktor Roff die Fürsorge für die drei Hochschulen unseres Landes (Universitäten zu Heidelberg und Freiburg und polytechnische Schule zu Karlsruhe), für welche er auch nach Uebernahme der Leitung des Oberschulraths Referent im Ministerium des Innern geblieben war. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß unsere Hochschulen nicht bloß Stätten der Wissenschaft, sondern daß sie zugleich von der allergrößten praktischen Bedeutung für die breitesten Schichten der Bevölkerung seien, setzte er seine beste Kraft daran, dieselben durch Berufung von Gelehrten ersten Ranges und den modernen Bedürfnissen entsprechende Erweiterung der akademischen Institute auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Das Verdienst, daß ihm dies gelungen ist, kann nur dann richtig gewürdigt werden, wenn man bedenkt, wie sehr einerseits die finanziellen Verhältnisse unseres kleinen Landes äußerste Sparsamkeit zur Pflicht machten und wie wenig es andererseits in der Art der Koryphäen der Wissenschaft liegt, auf solche für sie mehr nebensächliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. In der That ist es vielfach mehr dem persönlichen Ansehen, welches Roff in Universitätskreisen allenthalben genießt, als pekuniären Anerbietungen zu verdanken, daß vielumworbene Gelehrte der Berufung in den badischen Staatsdienst Folge leisteten und andere trotz glänzender anderweitiger Versprechungen sich in demselben zurückhalten ließen.

Bei so vielseitigen Verdiensten Roff's auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts konnte es nur mit Freuden begrüßt werden, daß, als anläßlich der 1881 eingetretenen Aenderungen in der Organisation der oberen Staatsbehörden seine Berufung zum Präsidenten des Justizministeriums erfolgte, letzterem Ressort aus dem seitherigen Geschäftskreise des Ministeriums des Innern das Kultus- und Unterrichtswesen einschließlich der Einrichtungen für Wissenschaft und Künste zugetheilt wurden.

Als Roff auf dem Landtage 1881/82 in seinem neuen Amte vor die Ständeversammlung trat, in welcher er schon seit einer Reihe von Jahren als Regierungskommissar wie auch während zweier Wahlperioden (1867

bis 1871) als Abgeordneter der Stadt Rastatt thätig gewesen war, fand er bei allen Parteien sympathische Aufnahme. Auch der Verlauf dieses Landtags war für Roff ein durchweg günstiger, zumal es trotz der entgegenstehenden Schwierigkeiten gelang, auch den letzten der schwebenden kirchenpolitischen Streitpunkte durch eine den Geistlichen der katholischen Kirche zu gute kommende Aenderung des Gesetzes vom 25. Aug. 1876 über die Aufbesserung gering besoldeter Kirchendiener aus Staatsmitteln (Dotationsgesetz) aus dem Wege zu räumen. Bei der Berathung der fraglichen Gesetzesvorlage konnte Roff, ohne Widerspruch zu erfahren, konstatieren, daß die gegenwärtige Regierung in friedlichen, ja sogar in freundlichen Beziehungen zur katholischen Kirchenbehörde stehe.

So darf man denn mit Zuversicht erwarten, daß auch die fernere Wirksamkeit des neuen Ministers zur Förderung des Friedens im Lande beitragen werde.

## Der Profitmichel von Wasselnheim.

Eine elsässische Geschichte.

Das Jahr 1529 war ein ausgezeichnetes Weinjahr — das ganze Elsaß triefte von Gottes Segen, so daß es nicht Fässer genug gab, denselben zu fassen. Schon frühe hatte es sich „verzeigt“ und alle übernatürlichen Anzeichen hatten die gläubigen Weinbauern darauf hingewiesen.

Schon als die Reben in der Blüthe standen und ihr süßer Duft alles umher entzückte und erquickte, hörte man im Brunnstetter Rebhügel das „Wigigerle“ lustig drauf los fideln und verdammt ganz deutlich Gläserklirren, Tanzen und Lachen aus dem Innern des Berges. Von den Ettendorfer Hügeln klangen durch die warme Sommernacht bald leise, bald lauter die hellen Silberglöckchen des „Schellenmännli“ welches durch die Nebgelände wanderte. Das „Wibrünnle“ zu Wangen, welches nur fließt, wenn der Wein gerathen soll, spendete reichliches Wasser. Aus den tiefen Kellern des „Teufelschlosses“ bei Arnsburg, wo schon seit Jahrhunderten große Weinorräthe liegen, die zu heben jedoch noch Niemand gelang, da man trotz aller Versuche, weder die Thüre, noch auch nur einen Spalt im Kellergewölbe entdecken konnte, war schon im Frühling süßer Weingeruch emporgestiegen und im Philippsburger Thal endlich hatte der in's Küferstäblein der alten Burg Falkenstein gebannte, gespenstige Schloßküfer seinen Küferschlag so kräftig ertönen und im Thale wiederhallen lassen, wie seit lange nicht. Kurz Alles, Alles deutete auf einen überreichen und vortrefflichen Herbst.

Da war es nun freilich nicht zu verwundern, daß der alte Wein gewaltig im Preise fiel und Jeder suchte, seinen Keller zu leeren, um Faß und Geschirr für den zu erwartenden Neuen zur Verfügung zu haben.

Der Michel zu Wasselnheim hatte nun auch

noch 12 Ohm alten Wein im Keller, und als er so Tag für Tag seine Nachbarn nach Straßburg fahren sah, die bei den dortigen Wirthen ihre Weinorräthe anzubringen suchten, fiel ihm endlich ein, es dürfte nachgerade an der Zeit sein den Keller zu leeren. Michel hielt sich selbst für einen geriebenen Piffikus, was ihm aber nicht einmal seine eigene Frau glauben wollte, die hart und fest behauptete, ihr Mann sei der größte Esel auf Gottes weiter Welt.

Diesesmal wollte er's zeigen, daß er den Nummel aus dem Fundamente verstehe — er wollte es geschickter anfangen als die andern, damit auch seine Frau endlich einmal an seine Piffigkeit glaube. Er hatte von seinen Nachbarn gehört, daß die Weinpreise so rasch sanken, daß die Händler nur noch 8 Bazen für die Ohm zahlten.

„Nur weg damit“ hatte der Nachbar gesagt, „denn bald gilt der Sauremus gar Nichts mehr und dann könnt ihr ihn wegschütten, damit ihr nur leere Fässer bekommt!“

Halt, dachte der Michel, da bring ich meinen Wein selber nach Straßburg, da lös ich jedenfalls noch mehr, als bei den Händlern.

Gesagt, gethan. Er miethete des Nachbar's Wagen und Pferde und führte seinen Wein nach Straßburg. Da kam er aber schön an. Den ganzen Tag bot er vergebens seinen Wein aus und war endlich froh, als er ihn spät am Abend für 10 Bazen die Ohm los brachte. Nun, es ist doch so viel am verbrannten Brod, immerhin 2 Bazen mehr für die Ohm, als bei den Händlern, dachte der piffige Michel — meine Frau wird zufrieden sein.

Als er nun nach Hause kam, verlangte die gestrenge Frau genaue Abrechnung und der Michel mußte sich wohl oder übel dazu verstehen, mit der Kreide an der Stubenthür dieselbe zu leisten.

Das Resultat war nun folgendes:

12 Ohm verkauft zu 10 Bazen = 120 Bazen  
72 ab von 120 blieben 48 Bazen und wenn diese durch 12 getheilt wurden, so hatte der Michel für die Ohm 4 Bazen erhalten, während er zu Hause ohne alle Mühe 8 Bazen von dem Händler bekommen hätte.

Das war nun ein schlimmer Handel und der gute Michel mußte nun ohne Widerspruch sich das Urtheil seiner Frau gefallen lassen. Ein größerer Esel, als er, sei doch nicht auf Gottes Erdboden.

Seit der Zeit hieß der Michel der Profitmichel.

So geschah es zu Waffelnheim im Jahre 1529. Ob's nicht heutzutage auch noch Leute gibt, die mit dem Waffelnheimer Bauer

nicht besser daran thäten, vorher zu rechnen, damit sie nicht für ihre Mühe die Waare zu Markt zu bringen, noch Unkosten und Verlust haben und obendrein die traurige Errungenschaft machen, von ihrer eigenen Frau für einen Langohr gehalten zu werden.

### Von alten Kalendern.

Der Kalender war von jeher des Volkes Rath- und Hülfsbüchlein und in früheren Zeiten viel mehr als jetzt. Als man noch die Geschichte der Menschen nach dem Stand der Gestirne voraus sagte und die Großen der Erde sich von ihren Sternkundern die „Nativität“ stellen ließen, da mußten die Kalendermacher, wenn sie Absatz finden wollten, den abergläubischen Hocus-pocus mitmachen. Vor allem befaßten sich die Kalender nun; außer den manchmal wirklich auf Erfahrungen begründeten sogenannten Bauernregeln, mit dem Wohle des menschlichen Leibes und spielten so etwa die Rolle wie das „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ des bekannten Dr. Vock selig. Ein köstliches Muster eines solchen alten Kalenders ist ein im Jahre 1573, also noch in vorgregorianischer Zeitrechnung erschienener Kalender, der „verfaßt ist durch Johannem Georgium Kern, der hohen Schule zu Dillingen F. cardinalischer Doctorem medicum und auf Polshöhe gestellt ist 48 Grad 5 Minuten!“

In diesem Kalender sind, wie in den andern aus dieser Zeit, die Tage bezeichnet, welche zur Bornahme verschiedener wichtiger Geschäfte günstig sind. So Gutaderlassen mit rothem Doppelschlag (Kreuz), Mitteladerlassen mit einfachem Kreuz, Baden und Schröpfen mit einer Badewanne, Säen und Pflanzen mit einem Kleeblatt, Kinder entwöhnen mit einem Saugnapf, gut Arzneien und Latwergen einnehmen mit einem Kuchen, solche trinken mit einem Krüglein, Pillen nehmen mit einer Pillenpyramide, insgemein Arzneien nehmen mit einem Sterne, und damit ja keiner irreeht, hat der gelehrte Doktor noch die verschiedenen Temperamente bezeichnet, und zwar den Melancholikus mit einem M, den Cholerikus mit einem C, den Phlegmatikus mit P, den Sanguinikus mit S, so daß jeder Tag seine bestimmte medizinische Wirkung je nach dem Temperamente des Heilungsbedürftigen ausübte, wie es die Sternkund und quacksalbernden Doktoren in den Sternen vorausgelesen.

Das Beste aber, was in diesem Kalender enthalten, sind die köstlichen Monatsverse, die der Hausfreund zu Nutz und Frommen seiner Leser hier mittheilen will. Sie lauten:

## Jenner.

Iß in dem Jenner alle Jahr  
Warme Speiß, die sey rein und klar,  
Kein Bluet sollst du auch von dir lon,  
Es ist nicht guet in diesem Mon.

## Hornung.

Der Hornung gepuert Krankheit bald'  
Vermeid Meth, Bier und was sey kalt,  
Auch fleuch die kette, das ist guet,  
Auff dem Daumen magst lassen bluet.

## Merz.

Merz bringt des leibes feuchtigkeit,  
Er gebirt schmerzen, wee und layd,  
In diesem Monat laß kein bluet,  
Schwaißbaden aber ist dir guet.

## April.

Der April bringt Glenz daher,  
Die Erd thuet sich auff wunderber.  
Er hitigt den Leib und mehrt's bluet,  
Zur Ader lassen ist vast guet.

## May.

Lassen im Mai ist nit schad,  
Purgir dich und such Wasserbad,  
Iß speiß berayt mit specerei  
Ab Benedikt trink und Salvey.\*

## Brachmon.

Vorm Meth im Brachmon hüte dich  
Und vor dem neuen Bier rath ich,  
Mit öl und essig iß Salat,  
Schaff nit zu vil, das ist mein rath.

## Heumon.

Wer im Heumon sich will bewaren,  
Der selb soll zuvil trinkens sparen,  
Ihm auch kein Ader lassen schlahn  
Und darzu kein Bad anfahn.

## Augustmon.

Im Augustmon messiglich dich zeuch,  
Schaff wenig und Unkeuschheit fleuch,  
Nit baß maß dich hitiger Speiß,  
Bad und Arznei fleuch, bist du weiß.

## Herpstmon.

Zeitig Früecht im Herbst sind guet,  
Setz, pflanz und laß das bluet,  
Geißmisch, Käß und Pyren iß,  
Der frischen Träublin nit vergiß.

## Weinmon.

Weinmon gibt wein und wildprät her,  
Gänse, Enten und Vögel mehr.  
Diese Dinge sind alle g'sund zwar,  
Doch überisse dich nit gar.

## Wintermon.

Meth trinken magst in diesem Mon,

\*) Benediktenkraut (Garaffelwurz), Salbei, Vermuth, Ingwer, Zimmt, Mandragere (als Schlafrunt) waren geschätzte Arzneimittel und Gewürze unserer Vorfahren.

Honig, Ingwer brauchen schon,  
Bad und unkeuschheit meynd,  
Du wirst sonst lam vor der zeyt.  
Christmon.

Christmon will warme speiß han,  
Zum haupt magst du dir wol lan,  
Vor kelt und frost dich wol bewar,  
Ab zimmt magst du trinken zwar.

So lauten die Gesundheitsregeln des hochgelehrten kardinälischen Doktors Johannes Georgius Kern und so kurios sie einem heutzutage anmuthen, so ist doch ein Körnlein Wahrheit darin und so ganz verwerfen will sie der Hausfreund nicht. Auf daß aber der geneigte Leser auch seinen gebührligen Nutzen daraus ziehe, hat er sie durch seinen Leib- und Hausmedicum kürzer und zeitgemäßer in einen einzigen Vers, für alle Monate und Temperamente gültig, zusammenfassen lassen. Den Vers nehmt euch schön zu Herzen — er lautet: Wenn du wilt nit werden krank, Ueberniem dich nit in speiß und trank, Schaffe fleißig, steß früh auff, Durch wald und feld mach deinen Lauff, Schluck kein Quacksalberzeug und laß kein Bluet.

Das — ist für jeden monat guet!

Probatum est! —

## Die wohlfeile Büchse.

Kauft sich Einer bei einem Büchsenmacher eine Jagdflinte um drei Napoleon. Wie er sie heimtragen will, begegnet ihm ein Freund und spricht: „Ein Mann wie Du sollte sich doch ein besseres Gewehr anschaffen.“ Da trug er die Flinte wieder zurück und sagte:

„Meister, ich hab' mich unterwegs anders besonnen; habt Ihr kein besseres Gewehr?“

„Ja wohl, hier ist z. B. eine ächt englische Büchse; aber sie kostet sechs Napoleon.“

„So will ich lieber diese kaufen,“ sprach der Herr; „ich kann's ja machen.“ Und er giebt die Flinte dem Verkäufer wieder zurück mit den Worten: „So, die da ist drei Napoleon werth; drei Napoleon aber habt Ihr schon von mir bekommen, macht zusammen sechs, und so wären wir also quitt.“

„Ganz richtig, mein Herr“, sagte der Meister, übergab dem Kunden die englische Büchse und empfahl sich mit den Worten: „Schenk'et mir die Ehre ein andermal wieder. Adieu!“